

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

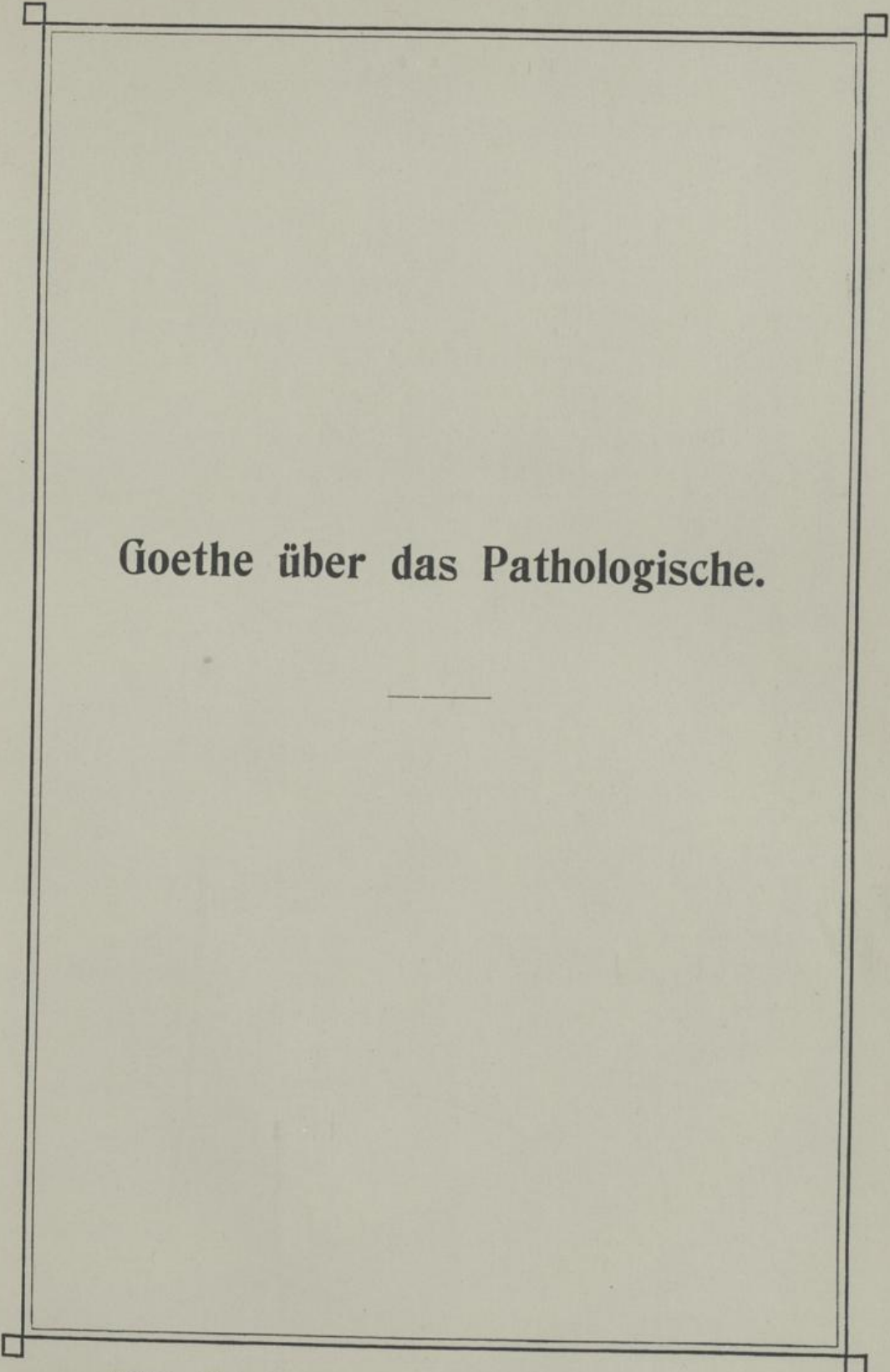
Goethe ; Theil 1

Möbius, Paul J.

Leipzig, 1903

Goethe über das Pathologische.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8371



Goethe über das Pathologische.

Die grosse Bedeutung geistiger Abweichungen.

Einleitung.

Selten wird die Bedeutung krankhafter Geisteszustände genügend erkannt. Mangel an Kenntnissen einerseits, Befangenheit in Vorurtheilen andererseits haben die richtige Beurtheilung der vom Gewöhnlichen abweichenden Geistesbeschaffenheit in der Regel unmöglich gemacht, und es ist gar nicht zu sagen, wieviel Thorheit und Unheil im Laufe der Zeiten durch unpassende Verwendung juristischer, moralischer, theologischer Kategorien an Stelle naturwissenschaftlicher oder ärztlicher entstanden ist.

Das Ungewöhnliche wird am leichtesten erkannt, wenn es recht weit vom Gewöhnlichen abweicht, sich als ein durchaus Neues darzustellen scheint. So sind freilich die groben geistigen Störungen der Aufmerksamkeit nie entgangen, und die Thatsache, dass es Geisteskranke giebt, ist immer anerkannt worden. Die Geisteskranken wurden theils eingesperrt, theils in Freiheit gelassen, hier als Kranke im gewöhnlichen Sinne angesehen, dort als Besessene oder Dämonische, immer aber als eine abgeschlossene Species.

Einleitung.

Die menschliche Bequemlichkeit neigt stets zum Entweder—Oder, es ist daher begreiflich, dass man annahm, der Mensch sei entweder gesund oder geisteskrank. Bis zum Beweise des Gegentheiles wurde Jeder für gesund gehalten, war Einer aber einmal für geisteskrank erklärt, so schied er aus der menschlichen Gesellschaft aus, wurde sozusagen in eine andere Classe versetzt. Ein grosser Teil der Juristen steht jetzt noch auf diesem Standpuncte. Man hätte sich von vornherein sagen können, dass, da doch nirgends in der Natur Sprünge vorkommen, auch zwischen Gesundheit und Geisteskrankheit keine scharfe Abgrenzung anzunehmen sei. Man hätte bei unbefangener Beobachtung ohne besondere Vorkenntnisse die Zwischenformen erkennen und sich davon überzeugen können, dass nicht nur oft der Gesunde erst ganz allmählich zum Geisteskranken wird, sondern auch zwischen den ganz Gesunden und den ganz Kranken eine überaus grosse Menge zu finden ist, bei der Gesundes und Krankes vermischt ist, Leute, bei denen einzelne krankhafte Züge unverkennbar sind. In Wirklichkeit jedoch wuchs die Erkenntniss ausserordentlich langsam, und trotz der Zugänglichkeit des Materials hat man bis zur neuesten Zeit recht bescheidene Fortschritte gemacht.

Auch die sogenannte ärztliche Wissenschaft konnte in dieser Angelegenheit nicht gerade viel leisten. Entsprechend der Theilung des Menschen in Leib und Seele überliess man in früheren Zeiten den Leib den Aerzten, wies die kranke Seele den „Seelenärzten“ zu,

Die späte Entwicklung der Psychiatrie.

d. h. Geistlichen und Philosophen. Deshalb ist die Psychiatrie der jüngste Zweig der Medicin, ein Spätling, dem man nicht zum Vorwurfe machen sollte, dass er noch nicht ausgewachsen ist. Als man endlich an Stelle der alten Tollhäuser Krankenhäuser für Irre unter ärztlicher Aufsicht errichtete, wurde die Absonderung der Irrenärzte wieder ein Hinderniss. Sie hausten in ihren klosterähnlichen Anstalten, wurden oft weltfremd, und es bildete sich vielfach die Meinung, als gäbe es nur in den Irrenanstalten geistige Störungen, während doch nur die am Schlimmsten Erkrankten und die Störendsten aus der Gesellschaft ausgeschieden und in das Irrenhaus gebracht werden. Andererseits blieb bis in die neueste Zeit die grosse Zahl der Aerzte von allen psychiatrischen Kenntnissen verschont. Nicht nur fehlte es auf den Universitäten meist an Gelegenheit zum Unterrichte über geistige Störungen, sondern der ganze Geist der medicinischen Erziehung hinderte die Schüler, das Seelische verstehen zu lernen, ein plumper Materialismus behandelte alles Geistige als *quantité négligeable*. Neuerdings hat man zwar fast überall psychiatrische Kliniken eingerichtet, aber noch fehlt die Nöthigung der Studenten, diese Kliniken so, wie es nothwendig wäre, zu besuchen, noch fehlt vielfach die Einsicht, dass der Arzt überall, nicht nur in der psychiatrischen Klinik, das Geistige ins Auge fassen muss, dass ein psychiatrischer Sinn in jeder Klinik von Nöthen ist.

Dass trotz aller Schwierigkeiten auch die ausserhalb der Irrenhäuser vorkommenden geistigen Stö-

Einleitung.

rungen studirt worden sind, das ist das Verdienst einzelner scharfsichtigen Aerzte, und mit Anerkennung soll jederzeit der Irrenärzte gedacht werden, die schon frühe den Blick über die Mauern der Anstalt hinaus richteten und die Psychiatrie sozusagen in das tägliche Leben hinein trugen. Es galt, alle Formen geistiger Störungen zu erkennen, ihren Zusammenhang mit körperlichen Veränderungen zu begreifen, Verschiedenartiges als Stufen einer Reihe zu verstehen und das specielle Fach als Zweig der Menschenkunde überhaupt aufzufassen. Wir dürfen mit Stolz sagen, dass seit 50 Jahren ein weiter Weg zurückgelegt worden ist. Einzelne Missgriffe sollen das Verdienst Derer, die vorangegangen sind, nicht schmälern. So wie die Sache jetzt steht, hindern den Fortschritt nicht sowohl Unkenntniss und Mangel an Erfahrung als Vorurtheile. Die rein naturwissenschaftliche Beurtheilung des Menschen gilt Diesem als unsittlich, Jenem als herabwürdigend. Für die ärztliche Auffassung giebt es nur die Norm einerseits, das Abnorme andererseits. Weicht ein Mensch von der Norm, der Regel, dem Gewöhnlichen ab, und erreicht die Abweichung eine gewisse Grösse, die die je nach der Anschauung verschieden grosse „Breite der Gesundheit“ überschreitet, so ist er abnorm oder, was im Grunde dasselbe ist, krankhaft. Nur der Gebrauch der Sprache hindert abnorm und krankhaft als gleichbedeutend zu fassen, da bei dem Worte krankhaft zunächst an Beschwerden und Nachtheile gedacht wird. Nun begleiten zwar solche jede Abnormität, aber sie

Der Begriff der Entartung.

sind oft nicht von vornherein deutlich, oder werden übersehen. Gleichbedeutend mit Abnormität ist eigentlich der Ausdruck Entartung, ja dieser ist die Uebersetzung jenes, da er bedeutet: von der Art, der Regel abgewichen. Zwar denkt man oft bei Entartung nur an beträchtliche angeborene Abnormitäten, man könnte aber im Grunde jede Abnormität, jede Krankheit als angeborene oder erworbene Entartung auffassen. Besser bezeichnet man als Entartung jede nachtheilige Abweichung vom Typus, die vererbbar ist, durch die also die Art weiterhin geschädigt wird. So gewinnt man einen Begriff, der das Verschiedenartigste und doch Zusammengehörige zusammenfasst. Diese Erörterungen lassen Alle gelten, solange sie sich auf das Gebiet des Körperlichen beziehen. Wendet man sie aber auf geistige Zustände an, so heisst es, ja Bauer das ist ganz was andres. Ich erinnere nur an den Streit über den geborenen Verbrecher, an die Erörterungen über die krankhafte Natur des Genies, möchte aber hier auf die Sache nicht näher eingehen, da es mir nur daran liegt, zu zeigen, dass die psychiatrische Beurtheilung, d. h. die Beurtheilung menschlicher Geisteszustände vom ärztlichen Standpuncte aus, von einer Bedeutung ist, die weit über den Bereich der Irrenanstalt hinausgreift, in fast alle Fächer menschlichen Wissens hineingreift und unsere Auffassungen in der wichtigsten Weise zu bestimmen geeignet ist. Mit der Gebietsausdehnung der Psychiatrie muss das Interesse an ihr in's Grosse wachsen, und der Werth psychiatrischer Kenntnisse ausserordentlich steigen.

Einleitung.

So unangenehm das Manchem sein mag, so ist doch an der Sache nichts zu ändern. Ein Blick auf die neuere schöne Literatur zeigt, dass das Interesse am Pathologischen wächst. Mag auch die Form, in die sich dieses Interesse kleidet, vielfach unerfreulich, ja widerwärtig sein, so liegt doch diesen modernen Bestrebungen, deren Auswüchse freilich Tadel verdienen, eine richtige Erkenntniss zu Grunde. Es macht sich eben überall die enorme Bedeutung krankhafter Geisteszustände fühlbar, und man beginnt einzusehen, dass ohne ihre Berücksichtigung eine zutreffende Beurtheilung menschlicher Zustände und Werke überhaupt unerreichbar ist. —

Kurz kann man also sagen: Krankhafte Geisteszustände sind im wirklichen Leben von der grössten Bedeutung, sie müssen es daher auch in dem Bilde des Lebens, in der poetischen Schilderung sein. Dieser von vornherein auffallende Satz wird durch die Betrachtung der Werke des Dichters, dem man gern einen besonderen Sinn für die Wirklichkeit zuschreibt, nemlich Goethes durchaus bestätigt.

Das, was zumeist das Verständniss krankhafter Geisteszustände verhindert hat, war die Ansicht, dass der Mensch aus Leib und Seele, Körper und Geist, oder gar aus Geist, Seele und Leib zusammengesetzt sei. Diese Annahme zweier Substanzen, der sogenannte Dualismus oder Spiritualismus, scheint der

Der populäre Dualismus.

naiven Auffassung so unvermeidlich zu sein, wie die, dass die Sonne sich bewege, die Erde stille stehe. Offenbar entsteht sie zuerst durch den Anblick des Todes: Dem Todten fehlt etwas, obwohl er sonst ganz dem Lebenden gleicht, das ist die Seele. Alle Sprachen sind spiritualistisch, und am schroffsten hat sich der Spiritualismus in den abendländischen Religionen ausgeprägt. Ist die Seele etwas, das erst mit dem Leibe in Verbindung gebracht worden ist und von ihm wieder getrennt werden kann, so sind offenbar auch ihre Krankheiten eine Sache für sich. Nicht der Arzt des Leibes versteht sich am besten auf die Seelenkrankheiten, sondern Der, der überhaupt am meisten von der Seele weiss, d. h. je nach der Auffassung der Theolog oder der Philosoph. Ebenso wie in der Pathologie dieselben Grundsätze herrschen wie in der Physiologie, so muss dann auch die Psychiatrie auf der Psychologie fussen, und die seelischen Krankheiten müssen psychologisch verstanden und behandelt werden. Diese Auffassung wurde bekanntlich im Mittelalter folgerichtig durchgeführt, aber sie ist auch heute noch nicht verschwunden, wie aus der Pastoral-Psychiatrie zu ersehen ist. Eigentlich müsste bei der allgemeinen Anerkennung, die auch heute noch die spiritualistische Ansicht genießt, die Pastoral-Psychiatrie viel mehr Anhänger haben, als sie hat. Die Bedürfnisse der Praxis jedoch sind stärker als alle Theorien, sie haben die Geisteskranken den Aerzten zugeführt, und die ärztliche Psychiatrie hat sich zwar langsam, aber doch fortschreitend und über spiritualistische An-

Einleitung.

schauungen wegschreitend entwickelt. Es ist gar nicht zu leugnen, dass der Arzt, wenn er sich an das Tatsächliche hält und streng der Erfahrung folgt, jede Theorie entbehren kann, indessen trüben falsche Theorien doch auch seinen Blick vielfach, und noch mehr wird der Laie, den die Erfahrung nicht belehrt hat, in alle seine Raisonnements über Geistesstörungen etwas Schiefes mit seiner mitgebrachten Theorie hineintragen. Für den Arzt, ja den der Naturforschung Beflissenen schlechtweg, liegt es nahe, einen Ausweg im Materialismus zu suchen, d. h. zu sagen: Es giebt überhaupt nur im Raume Bewegliches, Materie, auch der Mensch ist nur Materie, und was ihr Geist oder Seele nennt, das ist eine Function, eine Absonderung der Materie, oder eigentlich nur eine Redensart. Thatsächlich hat sich ja der Materialismus seit den Tagen der Encyclopädisten bis zu unseren Tagen mehr und mehr ausgebreitet und hat die Fachkreise regirt, wenn auch vielfach nur als verhüllter König. Die „Gebildeten“ jedoch im Allgemeinen hielten und halten an einem mehr oder weniger modernisirten Spiritualismus und damit an dem Influxus physicus fest. Unter Influxus physicus versteht man, dass die Materie Veränderungen des Geistes und der Geist Veränderungen der Materie bewirke. Zwischen der Absurdität des Materialismus einerseits und der Absurdität des Influxus physicus andererseits schwankt heute die Masse der Gebildeten hin und her. Nur Wenige begreifen, dass Klarheit allein durch Loslösen von der in der Sprache fixirten Auffassung des naiven Verstandes zu gewinnen ist,

Nothwendigkeit der idealistischen Auffassung.

dass nur eine idealistische Auffassung oder richtiger die Beschränkung auf die wirkliche Erfahrung vor Widersprüchen schützt. Unser Bewusstsein zerfällt in das Bewusstsein unser selbst und das Bewusstsein anderer Dinge. Was für uns Gefühl, Gedanke, kurz Seele ist, das ist für Andere ein Bewegen in Nervenzellen und Fasern, und was uns als Gehirn erscheint, das ist dem Besitzer des Gehirns Seele. Soweit unsere Beobachtung reicht, geht neben jedem seelischen Vorgange ein körperlicher oder materieller her. Es ist aber eine Forderung der Vernunft, diesen psychophysischen Parallelismus als einen stetigen, durch die ganze Welt gehenden zu denken und in beiden Reihen nur verschiedene Seiten desselben Vorganges zu erkennen. Körperliches und Geistiges sind dasselbe, nur der Standpunct ist verschieden. Leib und Ich sind Eins, doch fällt in das Bewusstsein unser selbst nur ein kleiner Theil des Ich. Der grössere gehört für uns zu dem uns Unbewussten oder, sofern er in das Bewusstsein von anderen Dingen eintritt, zum Materiellen. Der Influxus physicus wird zu einem Hinüber- und Herübergreifen aus dem Bewussten in das Unbewusste, aus dem Unbewussten in das Bewusste. Geisteskrankheiten sind Krankheiten, bei denen nicht nur die unbewussten Functionen des Ich, wie bei den sogenannten körperlichen Krankheiten, gestört sind, sondern auch die bewussten. Oder, da doch auch bei den körperlichen Krankheiten durch Schmerz, Verstimmung u. s. w. das Bewusstsein theiligt zu sein pflegt, müssen bei Geisteskrankheiten

Einleitung.

die bewussten Functionen in bestimmter Weise leiden. Es giebt im Grunde nur eine Art von Krankheiten, und es ist sozusagen zufällig, dass wir den meisten nur von aussen her, d. h. physikalisch beikommen können, einigen aber auch von innen her, oder psychologisch. Nehmen wir es practisch, so müssen wir die Geisteskrankheiten genau so auffassen wie alle Gehirnkrankheiten, denn jene bilden nur eine Gruppe dieser, andererseits aber müssen wir da, wo uns die Beobachtung von aussen im Stiche lässt, uns streng auf die Feststellung der erschlossenen inneren Vorgänge beschränken und dürfen nicht vergessen, dass auch dann, wenn die den krankhaften Geisteszuständen entsprechenden Gehirnvorgänge uns bekannt wären, dadurch keine Kenntniss der seelischen Zustände zu erlangen wäre. Mit anderen Worten, wir müssen auch hier die Parallelen zu erkennen suchen, die Veränderungen im Gehirn einerseits, die eigentlich nur dem Kranken zugänglichen, von uns aus Bewegungen erschlossenen seelischen Veränderungen andererseits.

Wie Goethe über das Verhältniss von Geist und Körper dachte, das ist schwer zu sagen. Ausdrückliche Aussagen liegen, so viel ich sehe, erst aus seiner letzten Lebenszeit vor. In seiner Jugend wurde die christliche Auffassung der Dinge bald beseitigt. Eine Zeit lang studirte er eifrig Spinoza,*) und wenn man

*) Ueber sein Verhältniss zu Spinoza belehrt am besten sein Brief an Jacobi vom 9. VI. 1785.

Goethes richtige Grundeinsicht.

auch nicht sagen kann, er sei ein Spinozist gewesen, so gewann er doch aus Spinoza die philosophische Grundwahrheit, die Hauptkenntniss, die den philosophisch Gebildeten vom Haufen trennt. Am 8. April 1812 schreibt er an Knebel: „Wem es nicht zu Kopfe will, dass Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzos*) sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigsten Doppelingredienzen des Universums waren, sind und seyn werden, die beyde gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beyde zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben, und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.“ Auch später beschäftigte er sich mit Philosophie, er mühte sich z. B. mit Kant ab, verkehrte mit Fichte, Schelling, Hegel, studirte ihre Sachen zum Theil, er las Schopenhauers Hauptwerk, aber sein Geist lehnte das ihm Fremde ab. Frühzeitig wurde ihm klar, dass „wir nichts wissen können“. Das aber, was wir nur durch Vermuthungen von fern erreichen können, in Systeme einzufangen, über das Unerforschliche Dogmata aufzustellen, solches Thun widerstrebte seinem Zartgefühl. Mit Ehrfurcht und mit zarter Scheu wollte er von dem Metaphysischen geredet wissen, die Metaphysik der dogmatischen Philosophen musste ihn schamlos dünken. In diesem Sinne scheint er auch

*) [Bréguet.]

Einleitung.

eine eigentliche Erörterung über die Seelenfrage abgelehnt zu haben. Er drückte sich im Sinne der durch die Sprache fixirten und herkömmlichen dualistischen Ansicht aus, und man muss wohl annehmen, dass er später, trotz der richtigen Grundansicht, wenigstens praktisch dem Dualismus gehuldigt habe. Die Monadenlehre will ja etwas anderes sein, so weit sie aber fassbar wird, läuft sie doch auf Dualismus hinaus. Der alte Goethe scheint einer Art von Monadologie zugehan gewesen zu sein. Die Gespräche mit Joh. Falk enthalten wunderliche Auseinandersetzungen über die Monaden, doch gilt dies Buch als apokryphisch. Aber auch bei Eckermann findet man Entsprechendes. Die Entelechie ist doch eine Art von Seelen-Monade. „Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt.“ Sei die Entelechie geringer Art, so werde sie „während ihrer körperlichen Verdüsterung“ den Körper nicht beherrschen, vielmehr werde dieser sie beherrschen, eine mächtige Entelechie dagegen werde den Körper veredeln und lange jung erhalten. An Zelter schreibt Goethe: „Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Convolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabey den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höheren Werth verleiht. Wirken wir fort bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen

Psychiker und Somatiker.

analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu; so würden wir gewiss nur desto rascher in die Kämme des Weltetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muss sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen. Verzeih' diese abstrusen Ausdrücke! Man hat sich aber von jeher in solche Regionen verloren, in solchen Sprecharten sich mitzuthellen versucht, da wo die Vernunft nicht hinreicht, und wo man doch die Unvernunft nicht wollte walten lassen.“

Die dualistische Auffassung findet gegenüber den Geisteskrankheiten einige Schwierigkeiten. Im Anfange unseres Jahrhunderts standen zwei Parteien gegen einander. Die sogenannten Somatiker meinten, die unsterbliche Seele könne nicht erkranken, bei den Seelenstörungen handle es sich um körperliche Krankheiten, durch die die Seele gehemmt werde, gewissermaassen um eine Beschädigung des Claviers, auf dem die Seele spielt; die Psychiker dagegen liessen die Seele selbst erkranken und fassten die dabei vorhandenen körperlichen Störungen und Veränderungen als Wirkungen der Seelenkrankheit auf. Dieser Unterschied in der Theorie war praktisch von grosser Bedeutung. Die Psychiker lehrten, Ursache der Seelenkrankheiten seien die Leidenschaften, die Somatiker aber meinten, die Hauptsache sei eine primäre Erkrankung des Gehirns

Einleitung.

oder eines anderen Organs, etwa Stockungen im Unterleibe oder eine falsche Blutmischung. Goethe wird sich um diesen Streit nicht gekümmert haben. Er war unwillkürlich Psychiker, wie es für einen Dichter natürlich ist. Der Wahnsinn ist ihm die Wirkung oder eigentlich der höchste Grad der Leidenschaft. Im Sinne des Dichters ist Einer um so mehr wahrer Mensch, je stärker er empfindet. Der leidenschaftliche Mensch ist der eigentlich Gesunde, gerade ihm aber droht die Gefahr des Wahnsinns. Eben deshalb hat der Dichter Interesse am Wahnsinne und sozusagen Respect vor ihm. Wie könnte ihn eine Geisteskrankheit anziehen, deren Ursache eine ansteckende Fieberkrankheit wäre? Macht nicht die unglückliche Liebe oder Kummer, Sehnsucht wahnsinnig, so ist der Wahnsinn dichterisch überhaupt nicht brauchbar.

In Wirklichkeit liegen die Dinge freilich anders. Man muss zwei Gruppen geistiger Krankheiten unterscheiden, solche, deren Hauptbedingung eine Einwirkung von aussen ist, und solche, deren Hauptbedingung die von vornherein krankhafte Beschaffenheit des Menschen ist. Dort handelt es sich um die Wirkung von Bakterien-Krankheiten oder von chemischen Giften, und Jeder kann erkranken, der das Unglück hat, der krankmachenden Ursache genügend ausgesetzt zu sein. Hier wächst die Krankheit aus dem Inneren des Menschen heraus, und ihre sogenannten Ursachen sind nur Anstösse, deren Beschaffenheit unwesentlich ist. Unter den exogenen Krankheiten ist, abgesehen vom Alkoholismus, nur eine von grosser Häufigkeit

Die endogenen Geisteskrankheiten.

und Wichtigkeit, die fortschreitende Gehirnschrumpfung, die sogenannte Gehirnerweichung (*Dementia paralytica*). Sie aber war zu Goethes Zeit noch unbekannt und wahrscheinlich selten. Bekanntlich hat sie erst Ibsen auf die Bühne gebracht. Die endogenen Geisteskrankheiten bilden die Hauptmasse, sie sind von Alters her bekannt, und an sie denkt der Dichter, wenn er vom Wahnsinne spricht. Ihre Hauptbedingung ist, wie gesagt, eine abnorme Reaction, d. h. in der Hauptsache die angeborene, ererbte Abweichung von der normalen Art, oder die Entartung. Je grösser die Entartung, um so grösser die Wahrscheinlichkeit der ausgesprochenen Krankheit und um so kleiner die Stärke des krankmachenden Anstosses. Bei einem gewissen Grade der Entartung erscheint der Mensch auch dem ungebübten Auge als eine von vornherein krankhafte Natur, und die gewöhnlichen Reize des Lebens genügen, ihn zu vollkommener Geisteskrankheit hinüberzuführen. Bei geringerer Abweichung von der Art kommt es auf die Gestaltung des Lebens an, ob der Gefährdete glücklich durchkommt, oder unterliegt. Hier nun spielen die Erschütterungen des Gemüths, Kummer, Sorge, Schreck, Angst, Ueberanstrengung, Schlaflosigkeit, eine wichtige Rolle, denn sie sind am häufigsten Ursache der Aufhebung des labilen Gleichgewichtes. Die Leidenschaften freilich, von denen die Dichter mit Vorliebe sprechen, sind weit häufiger Zeichen der mitgebrachten Instabilität und Vorläufer der Erkrankung als Ursache. Die „Leidenschaftlichkeit“ ist nicht eine Eigenschaft des gesunden Menschen. Bei diesem

Einleitung.

sind leidenschaftliche Erregungen selten, und sie dienen als Sicherheit-Ventil, ihre Explosion beseitigt die Spannung, reinigt den Organismus, schädigt ihn nicht. Ein wirklich gesunder Mensch wird nie durch Leidenschaften oder Gemüthserschütterungen geisteskrank werden, denn die gesunde Natur wehrt sich gegen das Uebermaass, stösst das Traurige, Feindliche hinaus, wie der Körper einen eingedrungenen Splitter. Leute wie Tasso, Rousseau, Lenz, Hölderlin u. s. w. wurden nicht krank, weil sie zu viel zu erdulden hatten, sondern sie regten sich viel auf, weil sie krankhafter Art waren, und ihre krankhaften Erregungen führten sie in die wirkliche Krankheit hinüber.

Die Kluft zwischen der herkömmlichen dichterischen Auffassung und der wissenschaftlichen Betrachtung ist jedoch nicht so gross, wie man nach dem Bisherigen annehmen möchte. Der gesunde Mensch nemlich ist ein Ideal: Wir alle sind nicht vollkommen gesund, sind in gewissem Grade entartet, und wenn wir von gesunden und krankhaften Menschen reden, so handelt es sich eigentlich nur um Grad-Unterschiede. Nicht auf das Vorhandensein, sondern auf den Grad der Entartung kommt es an. Dazu tritt ein Anderes: der gesunde Mensch ist langweilig. Der Normalmensch darf keine besonderen Eigenschaften haben, denn jedes Uebermaass zerstört das Gleichgewicht, und es giebt keine Hypertrophie ohne entsprechende Atrophie. Wie Hörner nicht möglich sind ohne Beeinträchtigung der Schneidezähne, so muss der vorwiegenden Gehirnentwicklung, die wir am Menschen

Die problematischen Naturen.

schätzen, ein anderweites Minus entsprechen. Je feiner und verwickelter ein Organ wird, um so verletzlicher wird es. Hervorragende Tüchtigkeit ist nicht ohne Einseitigkeit möglich, Einseitigkeit ist Abnormität, und so fort. Was uns reizt, ist das Ungewöhnliche, das von der Regel Abweichende, das Abnorme, und deshalb sind jederzeit „die problematischen Naturen“ Gegenstand der Dichter gewesen. Mit anderen Worten, der Dichter fühlt sich von selbst zum Pathologischen hingezogen, sofern wie ihn die Menschen mehr interessieren als die Ereignisse. Je mehr der Dichter ein treuer Spiegel der Wirklichkeit ist, eine um so grössere Rolle wird bei ihm das Pathologische spielen. Tatsächlich beweist die Beobachtung diesen Satz, denn Shakespeare und Goethe haben die meisten pathologischen Figuren. Erst dadurch, dass der Dichter das treu Beobachtete im Sinne vorgefasster Meinungen bearbeitet, kann der Zwiespalt zwischen dichterischer und wissenschaftlicher Auffassung entstehen. Die Sache liegt so. Je abnormer oder krankhafter ein Mensch beschaffen ist, um so weniger findet bei ihm eine normale Motivation statt. Je mehr die Krankheit wächst, um so mehr schwindet die normale Motivation, oder, was dasselbe ist, die psychologische Freiheit. Bei einem gewissen Grade der Krankheit hört sie ganz auf, der Mensch wird dann unfrei oder unzurechnungsfähig. Er denkt und handelt dann unter einem organischen Zwange, er ist psychologisch nicht mehr verständlich. Ein solcher Mensch ist nicht nur dem Strafrechte entzogen, sondern auch der Poesie. Denn

Einleitung.

diese will das Allgemein-Menschliche darstellen, die von ihr verwertheten Aeusserungen und Thaten müssen psychologisch vermittelt sein. Daraus ergibt sich, dass der eigentliche „Wahnsinn“, d. h. die ausgesprochene Geisteskrankheit nicht zu den dichterischen Vorwürfen gehören kann. Natürlich kann der Dichter auch Geistesranke darstellen ebenso wie andere natürliche Dinge, aber er darf dann die Geisteskrankheiten nur so verwenden, wie er körperliche Krankheiten verwendet oder Unglücksfälle. Die Motivirung hört bei ihnen auf.

Da anderseits der Dichter gezwungen ist, das Pathologische, von dem die Welt voll ist, zu verwerthen, so ergibt sich, dass ihm das Zwischenreich gehört, soweit wie in der Hauptsache die Motivation normal ist. Sowohl das Recht, wie die allgemeine Meinung nimmt normale Motivation noch bei ziemlich beträchtlichen Abweichungen des Geisteszustandes vom Normalen an; wo die Grenze zu ziehen sei, das ist im Grunde Willkür, zu verschiedenen Zeiten ist die Grenze verschieden abgesteckt worden, und je nach der Einsicht ist auch heute das Urtheil verschieden. Wollte man wirklich gerecht sein, so müsste man bei jedem Menschen eine wenigstens nach bestimmten Richtungen hin verminderte Zurechnungsfähigkeit annehmen, oder Jedem in bestimmten Fällen mildernde Umstände zubilligen. In der Wirklichkeit ist die Sache schwierig, der Dichter darf es thun und hat es instinktiv immer gethan. Trotz dieser Einschränkung ist natürlich an der Zurechnungsfähigkeit

Die dichterische Verwerthung von Geisteskranken.

des Durchschnitt-Menschen mit seinen pathologischen Beimischungen fest zu halten, und man wird auch bei ausgesprochen pathologischen Menschen einen gewissen Grad von Zurechnungsfähigkeit annehmen. Wir thun es alle, müssen es thun, wenn wir leben wollen, und ebenso darf es der Dichter thun.

Das Gesagte sei an einigen Beispielen erläutert. Shakespeare bringt im König Lear einen Geisteskranken auf die Bühne, der an Altersschwachsinn leidet, und dessen Zustand sich während des Stückes zu acuter Verwirrtheit steigert. Lear ist unzurechnungsfähig und kann deshalb nicht Held der Tragödie genannt werden. Er ist einer Naturgewalt zu vergleichen, und die durch ihn Leidende und Sterbende, Cordelia, ist eigentlich allein eine tragische Figur. Hamlet dagegen ist zwar ein pathologischer Mensch, aber er ist nicht geisteskrank, und seine Zurechnungsfähigkeit ist in der Hauptsache erhalten. Alles, was er thut, ist psychologisch vermittelt, der Zuschauer kann mit ihm denken und fühlen, wenn er auch bewusster- oder unbewussterweise einen Vorbehalt macht und, juristisch ausgedrückt, mildernde Umstände annimmt.

Goethe hat besonders im Werther eine pathologische Gestalt geschaffen, deren Zurechnungsfähigkeit zwar eingeschränkt, aber doch in der Hauptsache erhalten ist. —

Goethe ist auch darin, wie die meisten Dichter, „Psychiker“, dass er die einzelnen Erscheinungen der Geistesstörungen psychisch vermittelt sein lässt. Dies zeigt sich z. B. bei seiner Besprechung der Ophelia

Einleitung.

Am größten tritt es hervor in dem Stück Lila, wo die Heldin durch seelische Einwirkung geheilt wird. Hier folgte Goethe freilich einem älteren Muster, jedoch war ihm offenbar die Sache nicht anstößig. In der Wirklichkeit zeigt gerade der Umstand, dass beim Geisteskranken die Symptome und auch die Heilung nicht motivirt sind, die organische Natur der Geistesstörungen und ihre dichterische Unverwerthbarkeit an. Es kann zwar in der Wirklichkeit vorkommen, dass Einer, der an Verfolgungswahn erkrankt, Verfolgungen erlitten hat, wie es bei Rousseau der Fall war, aber weitaus die meisten Patienten sind nie verfolgt worden, wir wissen einfach nicht, warum gerade Verfolgungsvorstellungen so häufig Zeichen einer Gehirnerkrankung sind. Nur bei Einer Krankheit sind alle Erscheinungen seelisch vermittelt, und kann jede Erscheinung durch seelische Einwirkungen beseitigt werden, bei der sogenannten Hysterie, die keine eigentliche Geisteskrankheit ist. Man könnte in gewissem Sinne die Hysterie als Dichter-Krankheit bezeichnen, denn hier verlaufen die Dinge ungefähr so, wie es sich die Dichter gewöhnlich vorstellen. Man ist bei poetischen Krankheit-Schilderungen oft versucht, die Diagnose Hysterie zu stellen, obwohl der Dichter daran ganz unschuldig ist. So wäre bei Lila und bei Orest nur die Diagnose Hysterie zulässig.

Inwieweit hatte Goethe Gelegenheit, krankhafte Geisteszustände kennen zu lernen? Mir scheint die

Goethes Abneigung gegen Tollhäuser.

Antwort durch eine Aeußerung Goethes gegen Eckermann (Soret) gegeben zu werden. Er sagt: „Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, dass man nicht nöthig hat, sie im Tollhause zu suchen.“ Er fügte hinzu: „Hierbei fällt mir ein, dass der verstorbene Grossherzog, der meinen Widerwillen gegen Tollhäuser kannte, mich durch List und Ueberraschung einst in ein solches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und sagte ihm, dass ich keineswegs ein Bedürfniss verspüre, auch diejenigen Narren zu sehen, die man einsperre, vielmehr schon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. Ich bin bereit, sagte ich, Ew. Hoheit, wenn es sein muss in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuser.“*)

Also Goethe hat seine Kenntnisse durch Beobachtung der Gesellschaft, nicht durch den Besuch von Irrenanstalten erworben. Wir dürfen wahrscheinlich hinzufügen: auch nicht durch das Lesen psychiatrischer Werke oder den mündlichen Unterricht psychiatrisch gebildeter Aerzte.

Es ist nicht so, dass Goethe nie ein Irrenhaus besucht hätte. Unter dem 5. Juli 1781 heisst es in einem Briefe an Ch. v. Stein: [Der Herzog und ich] „haben im Zucht- und Tollhaus merkwürdige Gestalten

*) Die Scene könnte am 14. Mai 1816 stattgefunden haben. Da heisst es im Tagebuche: „Serenissimus besuchten das neue Krankenhaus“. Ferner ist am 27. Sept. 1821 notirt: „Kamen Serenissimus im Garten Kaffee zu trinken. In die Veterinär-anstalt. Ins neue Krankenhaus.“

Einleitung.

gesehen“. Man weiss nicht recht, ob Eisenach oder Schwarzburg gemeint ist. Uebrigens hat Goethe in jener Zeit auch Bekanntschaft mit Verbrechern gemacht: „Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen, sie Alle gefragt“ u. s. w. (Ilmenau, 1780).

Auf jeden Fall hatte Goethe einen Widerwillen gegen Tollhäuser. Diesen Widerwillen finden wir ja bei vielen Laien: Der Geisteskranke ist ein Gegenstand des Grausens. Bei Goethe kommt dazu seine Abneigung gegen alles Traurige, die zum Theil auf seiner grossen Empfänglichkeit beruhte. Was er wahrnahm, das umfasste er mit allen Seelenkräften, und weil er sich den Eindrücken ganz hingab, erregten sie ihn tief und nachhaltig. Er musste sich gegen Krankheit und Tod abschliessen, um die Aufgaben des Lebens erfüllen zu können.

Jener Widerwille war damals berechtigter als heute. Bekanntlich ist die Irrenpflege in unserem Sinne erst etwa 100 Jahre alt. Früher hatte man im Allgemeinen nicht sowohl das Bedürfniss, die Geisteskranken wie andere Kranke in Krankenhäusern zu behandeln und zu pflegen, als vielmehr das, die unruhigen, tobsüchtigen Kranken unschädlich zu machen. Weil man zuerst an tobsüchtige Kranke, „Tolle“ dachte, wurden die Irrenhäuser Tollhäuser genannt. Vielfach wurde die Festhaltung der Kranken recht barbarisch ausgeführt. An manchen Orten legte man sie an Ketten, verwahrte sie in einer Art von Käfigen, „strafte“ sie bei Widerspenstigkeit. Rechnet man dazu die Dürftig-

Historisches über Irrenpflege.

keit und die Unreinlichkeit in den alten Verhältnissen, so begreift man, dass ein Tollhaus für einen Ort des Jammers galt, den ein zart fühlender Mensch vermied, sofern nicht seine Pflicht ihn zum Besuche nöthigte. Will man gerecht sein, so muss man sagen, die alte Zeit war vielfach besser, als sie uns erscheint, und jenes abschreckende Bild war nicht überall zu finden. Das Schlimmste prägt sich aber am meisten ein, und deshalb ist man geneigt zu glauben, man habe die Geisteskranken überall früher schlecht behandelt oder misshandelt, während es doch nur an manchen Orten geschehen ist. Man sagt z. B. heute oft: „Pinel nahm zuerst den Geisteskranken die Ketten ab,“ als ob sie überall in Ketten gelegen hätten, und die Verhältnisse überall so miserabel gewesen wären wie im Bicêtre in Paris. Wahrscheinlich hat man schon zu Goethes Zeiten die guten oder besseren Irrenhäuser über den die Mehrzahl bildenden schlechten vergessen und den Abscheu vor diesen auf alle übertragen.

Es schien mir von Interesse zu sein, mich nach den wirklichen Irrenverhältnissen in Goethes Umgebung zu erkundigen. Ueber die Frankfurter Zustände fand ich in einem Buche von Dr. J. H. Faber Aufschluss (Topographische, politische und historische Beschreibung der Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn. 1788)) Die Schilderung Fabers ist ein

*) Goethe scheint Faber nicht gekannt zu haben. Wenigstens wird das Buch nicht unter denen genannt, die Goethe sich kommen liess, als er über Frankfurt in seiner Biographie schrieb.

Einleitung.

beachtenswerthes Kulturbild, und ich gebe sie deshalb wieder.

„I. p. 183. § 33. Pestilenzhaus. Tollhaus. Ferner giebt es auch allhier ein sogen. Pestilenzhaus, am Klapperfeld gelegen, welches im Jahre 1669 erbauet worden, und in Contagionszeiten zur Verpflegung der Kranken gewidmet ist, im gleichen das Tollhaus, worinnen die Wahnsinnigen versorgt werden. Obgleich von diesem letzteren schon oben unter der Rubrik: Almosenkasten Meldung geschehen ist, so verdient doch folgendes noch kürzlich davon erwähnt zu werden: Schon im Jahre 1728 hatte man bey einer hohen Kaiserlichen Kommission ein Decret ausgewirkt, dass das sehr baufällige Tollhaus zu wohlverwahrlichem Aufenthalt und besserer Wohnung der Tollen und Wahnsinnigen erbauet werden sollte. Da indessen die in dem Kommissionsdecret anbefohlene Collecte sehr gering ausfiel, das Kastenamt aber nicht im Stande war, Gelder herzugeben, so unterblieb die so nöthige Erbauung eines neuen Hauses. Endlich konnte man das immer steigende Elend dieser Leute nicht länger ansehen; deswegen beschlossen in dem Jahre 1775 die damaligen Herren Deputirte und Pfleger die Erbauung eines Gebäudes in den Garten. Man erhielt zwar wieder die Erlaubniss zu Collectionen, allein weil die wenigsten Personen unserer Stadt von dem Elend der armen Wahnsinnigen einen rechten Begriff hatten, und deswegen die Nothwendigkeit eines Baues nicht einsahen, so reichte das Geld lange nicht zu, sondern da der Ankauf des von Völker'schen Hauses 5722

Das Frankfurter Tollhaus.

Gulden, der im Garten geführte Seitenbau aber 6000 Fl. betrug, so mussten nach Abzug aller collectirten Gelder, übersandten Rechnungen, und gegen Erhaltung gewisser Freyheiten bestimmten Beyträge, dermalen noch 8000 Fl. zugelegt werden; zu gleicher Zeit bekam das Kastenamt dadurch 500 Fl. an neuen Besoldungen für den Candidaten, Spitalmeister und Wärter zu bezahlen. Das neue Gebäude in dem Garten wurde in 14 wohlverwahrte Stuben für einzelne Personen eingetheilt, wovon die 7 untersten dergestalt verwahrt werden, dass man auch wirklich Rasende darinnen logiren kann, ohne Gefahr, dass sie durchbrechen können; dabey aber alle nur mögliche Rücksicht auf die Gesundheit dieser Leute genommen wurde; das von Völker'sche alte Haus wurde einweilen so gut als möglich zum Gebrauche der blos Blödsinnigen zurecht gemacht; zu gleicher Zeit suchte man selbst denjenigen, die bisher als rasend eingesperrt gewesen waren, nach und nach mehr Freyheit zu geben. Der Höchste segnete diese Vorkehrungen dergestalt, dass von 30 bis 40 Personen, so sich mehrentheils zugleich in diesem Hause befinden, oft kein einziger des Tages über eingekerkert ist, auch durch ordentliche Diät, Gebrauch der Medicamenten, Zuspruch der Herren Geistlichen und sonstige schickliche Behandlung im Hause, verhältnissmässig viele in den Stand gesetzt worden sind, das Kastenhospital zu verlassen, wiederum bey ihren Familien oder an andern Orten zu wohnen und sich nach ihren Umständen zu ernähren. Hierbey verdient bemerkt zu werden, dass seit dem Jahre 1777 bis auf das Jahr

Einleitung.

1785 nur ein einziger als völlig rasend gestorben ist, die meisten andern aber ziemlich ruhig an gewöhnlichen Krankheiten, ja viele derselben so vernünftig verschieden sind, dass ihnen der Geistliche das Abendmahl mit gutem Gewissen reichen konnte.“

(Weiter wird geschildert, dass 1783 das Hauptgebäude für 10000 Fl. erbaut worden sei, wie es beschaffen sei, wie die Einrichtung. Kranke mit Neigung zum Zerstoren bekommen die schlechtesten Betten oder nur Strohsäcke. Es steht einem jeden Bürger frei, die Anstalt zu besehen.)

„Was nun die Versorgung der im Hause befindlichen Personen anbetrifft, so sind der Hausmeister und seine Frau, der Wächter und seine Frau dazu bestimmt. Das Essen wird nach Vorschrift der Herren Aerzte von einem Traiteur in das Haus gebracht, das Kastenamt bezahlt solches und giebt das Brod dazu. Mit leichter ihren Leibs- und Seelenkräften angemessener Arbeit sucht man die Blödsinnigen zu beschäftigen. Der Herr Doctor med. Riese besucht das Haus wöchentlich dreymal, so wie es aber ein oder anderer Kranker erfordert, täglich. Der Herr Chirurgus Bucher besorgt die chirurgische Bedienung. Der Herr Candidat Keil kömmt täglich zwei Stunden in das Haus, um Betstunde zu halten und denjenigen, wo es angewandt ist, Trost zuzusprechen; des Sonntags morgens aber versieht solcher in dem Betsaal den Gottesdienst. Herr Pfarrer Bechtold besucht das Haus von Zeit zu Zeit oder so oft solches verlangt wird, und theilt denjenigen, so den gehörigen Grad der

Das Frankfurter Tollhaus.

Vernunft besitzen, das heilige Abendmahl aus, so wie solches die katholischen und reformirten Herren Geistlichen ihrer Seits bey ihren Glaubensgenossen verrichten. Die Instruction aller vorbenannten Personen ist so eingerichtet, dass, wenn solcher nachgelebt wird, alle diejenigen, so sich in diesem Hause befinden, auf das menschlichste behandelt werden. Zu diesem Ende ist auch noch eine besondere Deputation von Löb. Amt ernannt, die zu unbestimmten Zeiten ihre Session in dem Kastenhospital hält, bey welcher ein jeder seine Klage vorbringen darf. Einem jeden steht es frey, sich insgeheim an einen der Herren Deputirten oder Pfleger zu wenden, wenn er wüsste, dass die Officianten ihre Schuldigkeit nicht thäten; sollte sich wider alles Vermuthen eine Klage gegründet finden, so soll sogleich Rath geschafft werden, ohne den Namen der Person bekannt zu machen. Dem Herrn Medico, Geistlichen und Candidaten ist es besonders aufgetragen, alle Unordnung sogleich anzuzeigen.

Noch muss bemerkt werden, dass dieses Haus nunmehr so eingerichtet worden ist, dass man auch Personen gegen ein gewisses Geld annehmen und verpflegen kann. Sollten mehrere Zimmer zusammen oder bessere, als die gewöhnliche Kost verlangt werden, so kann man auch damit dienen, und man wird sich billig finden lassen. Alle Zimmer sind auf die gesundeste Art eingerichtet, haben eine schöne Aussicht, welche zu Aufmunterung an Gemüth kranker Personen vieles beyträgt. Das Gebäude liegt übrigens an einem stillen und von allem Geräusche entfernten Orte.“

Einleitung.

Nach dieser Schilderung wird zu Goethes Jugendzeit der Zustand des Frankfurter Tollhauses betrüblich genug gewesen sein, da nach Faber bis zum Jahre 1775 das Elend immer stieg, und erst dann die Reform eintrat. Goethe wird wohl von alledem nichts gewusst haben.

Schwieriger war es, über die Irren-Verhältnisse im Herzogthume Weimar zu Goethes Zeit etwas zu erfahren. Im 17. Jahrhundert sind, wie Burkhardt erwähnt, Irre auf dem Lande in Schweineställen an Ketten gelegt worden. Besser mag es am Ende des 18. Jahrhunderts gewesen sein. In Weimar war das Tollhaus mit dem Zuchthause verbunden, ebenso war es in Eisenach. Im Jahre 1801 begannen die Verhandlungen, die die Errichtung einer Irrenanstalt in Jena und die Ueberführung der in Weimar und Eisenach verpflegten Kranken nach Jena bezweckten. Es wird sich vor 1804 hier wie überall eigentlich nur um die Festhaltung und Bewachung der unruhigen, oder gefährlichen Irren gehandelt haben, die übrigen werden in Privatpflege geblieben sein; es mögen Aerzte, Geistliche und ähnliche Personen sich mit der Behandlung der ruhigen Kranken befasst haben. Im Jahre 1804 wurde die Jenaische Irrenanstalt als ein Theil der dort befindlichen Landesheilanstalten eingerichtet, und damit beginnt die eigentliche Weimarisches Irrenpflege. Das klinische Institut (die ambulatorische Klinik) zu Jena war im Jahre 1781 durch den Geh. Hofrath und Professor der Medicin Dr. Joh. Chr. Stark gestiftet worden, im Jahre 1788 war es zu einem

Die Weimarische Irrenpflege.

öffentlichen Institut erhoben worden, und im Jahre 1806 ist es mit dem Loder-Hufelandischen Klinikum vereinigt worden. Andererseits war das städtische Waisenhaus zu Jena am Ende des 18. Jahrhunderts von dem Bürgermeister, Kammerrath Vogel angekauft worden zur Einrichtung eines Arbeit- und Krankenhauses, in das auch Geisteskranke kommen sollten. Es sollte ausgebaut und vergrößert werden, namentlich um den studirenden Medicinern Gelegenheit zu klinischen Uebungen zu geben. Im Jahre 1804 wurde, wie gesagt, die Landesirrenheilanstalt zu Jena als ein Theil der medicinischen Landesanstalten gegründet. Der Bau des Landeskrankenhauses in der Bachgasse erfolgte im Jahre 1822. Die jenaische Landesheilanstalt als Irren- und Krankenhaus stand unter zwei medicinischen Directoren. Der erste war der schon erwähnte Stark, der auch Leibarzt der Herzogin-Mutter und des Herzogs war. Er war 1753 geboren, starb 1811. Ihm folgte sein gleichnamiger Neffe, der als Chirurg ausgezeichnete sogenannte dicke Stark, der gleichfalls Leibarzt und seit 1812 Director sämmtlicher Krankenanstalten war. Ein dritter Stark, Karl Wilhelm, war Sohn des ersten Stark und war ebenfalls Leibarzt in Weimar und Director zu Jena. Im Jahre 1818 verlangte die Regierung für das Irrenhaus neben den medicinischen Directoren auch einen „philosophischen Arzt“ zur psychologischen Erkenntniss, der Landtag aber bewilligte die geforderten 200 Thaler nicht. Im Jahre 1824 wurden auf Betreiben der Regierung 4 jenaische Bürger als mitaufsehende Gehülfen, als ausser-

Einleitung.

ordentliche Mitglieder der die Aufsicht über das Kranken- und Irrenhaus führenden Polizeikommission beigeordnet.

Ausserhalb Jenas bestanden keine Irrenanstalten. Im Jahre 1788 gab Karl August durch Schenkung eines Gartens und Hauses Anregung zur Errichtung eines Krankenhauses für die Stadt Eisenach. Die Irren aber wurden nach Gründung der Jenaischen Anstalt in diese abgegeben. Die zweite Landesirrenanstalt zu Blankenhain entwickelte sich erst viel später aus dem im Jahre 1840 gegründeten Karl-Friedrich-Hospital.*)

Ob Goethe irgendwie mit dem Weimarischen Irrenwesen in Berührung gekommen sei, das lässt sich jetzt nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich ist es nicht. Der Kammerrath Vogel berichtete im October des Jahres 1801, Goethe habe die jenaische Anstalt angesehen, und die ganze Einrichtung habe ihm nicht missfallen. Damals bestand zwar die Irrenanstalt noch nicht, aber ein Bauriss und Einrichtungsplan war eingereicht und von der Regierung genehmigt worden. Es wäre also möglich, dass Goethe an den Vorarbeiten zur Irrenanstalt theilgenommen hätte. Später deutet, wie es scheint, nichts auf seine Theilnahme.**) Im Goethe-

*) Für gütige Belehrung bin ich den Herren Landgerichtsrath a. D. Dr. Ortloff und Archivdirector Dr. Burkhardt in Weimar zu Dank verpflichtet.

**) In dem Buche Vogels: Goethe in amtlichen Verhältnissen (Jena 1839), sind ausser der Anatomie die medicinischen Anstalten gar nicht erwähnt.

Goethes Beziehungen zur Medicin.

und Schiller-Archiv befindet sich, wie Herr Geh. Hofrath Suphan mir mittheilte, kein Blatt, das auf Beziehungen Goethes zur Irrenpflege deutete. Ebenso geht aus einer Mittheilung des Grossh. Staatsministerium hervor, dass in dessen Archiven „keine Acten aufzufinden sind, aus denen sich ergäbe, dass Goethe mit den Fragen über die Einrichtung der Irrenpflege im damaligen Herzogthum Sachsen-Weimar in Berührung gekommen wäre.“ —

Es ist bekannt, dass Goethe sich viel mit medicinischen Angelegenheiten befasst hat. In Leipzig speiste er bei dem Hofrath Ludwig, der Medicus und Botaniker war; bei Tische wurden nur Gespräche über Medicin und Naturhistorie geführt. In Strassburg hörte Goethe Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobstein, Vorlesungen über Geburtshülfe bei dem jüngeren Ehrmann, und er besuchte auch das Klinikum Ehrmanns.

Goethe hatte eigentlich nur mit den direct unter dem Herzoge stehenden Anstalten in Jena, nemlich der mineralogischen und der anatomischen Sammlung, dem botanischen und dem Veterinär-Institut, sowie der Bibliothek zu thun.

Jedoch heisst es im Tagebuche unter 19. 3. 1802: „Landschaftliches Cirkular wegen Combination des Irrenhauses.“

In einem Briefe an Reichardt (9. 1803) führt Goethe unter den Verbesserungen der Jenaischen Akademie an: „Das, nicht blos für die Aufbewahrung, sondern zugleich für die Kur der Kranken errichtete Irrenhaus.“ Damit ist natürlich nicht gesagt, dass er mit der Errichtung etwas zu thun gehabt habe.

Unter dem 22. 3. 1817 steht im Tagebuche: „Auf dem Heinrichsberg, die Heilanstalt betrachtet“. Der Heinrichsberg ist eine geringe Höhe unterhalb des Landgrafenberges, auf der auch die jetzige Irrenanstalt steht. Entweder sah Goethe von da aus das Krankenhaus, oder er sah es auf dem Rückwege.

Einleitung.

In Jena wandte er sich wieder der Anatomie zu. Bei alledem ist jedoch nicht anzunehmen, dass Goethe auf diesem Wege etwas über Psychiatrie erfahren habe. Damals war noch mehr als jetzt eigentlich nur der leibliche Mensch Gegenstand der Medicin, mit dem seelischen mochten sich Philosophen und Geistliche beschäftigen. An den Universitäten wurde Psychiatrie überhaupt nicht gelehrt. Bekanntlich hat erst die allerneueste Zeit den Universitäten psychiatrische Kliniken gebracht. Der erste klinische Lehrer der Psychiatrie war für Deutschland Heinroth in Leipzig. Er war 1773 geboren, wurde 1811 ausserordentlicher, 1827 ordentlicher Professor. Der alte Goethe hat ihn gekannt, hat auch, wie schon aus seinem Aufsätze über die „bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort“ hervorgeht, seine Anthropologie gelesen.*) Aber abgesehen davon, dass Goethes Werke in der Hauptsache vor dieser Bekanntschaft erschienen sind, so ist es doch recht zweifelhaft, ob Goethe sich mit den psychiatrischen Lehren Heinroth's näher bekannt gemacht habe.

Der Widerwille gegen die Tollhäuser lässt zwar nicht vermuthen, dass Goethe aus Liebhaberei Bücher über Geisteskrankheiten gelesen habe, indessen hat er doch Einiges gelesen. An Reil schreibt er im

*) Im Frühjahr 1822. Goethe tadelt H. wegen seiner theologischen Färbung, lobt aber die vielen Vorzüge des Werkes. Eine kurze Anzeige der Anthropologie Heinroths gab Goethe 1825 (Werke. Cottasche Ausgabe von 1851. XXVI. S. 309). Am 15. 9. 1827 erhielt Goethe den Besuch Heinroth's.

Goethe und psychiatrische Bücher.

Oct. 1803: „Das von Ew. Wohlge. mir übersandte bedeutende Werk, habe ich mit vielem Antheil und zu meiner Belehrung durchgelesen.“ Es handelt sich um Reils „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode auf Geisteszerrüttungen.“ Goethe erbiethet sich, für eine collective Recension zu sorgen, und schreibt am 21. 11. 1804 an Eichstädt: „Die hier zurückkommende Recension des Reilischen Werks ist interessant genug. Freylich dringt sie mit Animosität auf die schwachen Seiten dieser Schrift, lässt dem Guten wenig Gerechtigkeit widerfahren und schliesst auf eine sehr tückische Weise. Gerade im Gegentheile hat unser Recensent mit angenehmer liebevoller Manier die Sache behandelt und doch auch nichts, was zu erinnern wäre ausser Acht gelassen.“ Im Jahre 1825 erhielt er von M. Jacobi: „Sammlungen für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten. Elberfeld. 2 Bände.“*) Gelesen wird er sie wohl nicht haben. Es kommt auch nichts darauf an, denn das, was Goethe im hohen Alter zugesandt worden ist, kann für unsere Zwecke kaum in Betracht kommen. Für die Werke sind hauptsächlich die Belehrungen wichtig, die er vor der italienischen Reise erhalten hat.

Wir müssen in der Hauptsache das, was Goethe über krankhafte Geisteszustände vorbringt, aus der Be-

*) In einem Briefe vom 5. Mai 1825 schildert Jacobi die zukünftige Anstalt Siegburg. Langermann aber schreibt am 18. Juni 1824, Heimroth sei ein krankhaft zarter, mystischer Schleicher, Nasse treibe es noch ärger, und Jacobi sei ein armer Träumer.

Einleitung.

obachtung des täglichen Lebens und aus gelegentlichen Gesprächen, gelegentlicher Lectüre ableiten.

Auch dann, wenn wir den Begriff des krankhaften Geisteszustandes nicht im weiten Sinne fassen (wobei denn ein grosser Theil der Bekannten Goethes mitgefasst würde,*) sondern in üblicher Weise nur an gröbere Störungen denken, hat das Leben Goethen oft mit Geisteskranken in Berührung gebracht. Zuerst im väterlichen Hause. „Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause.“ Es war der Rechtscandidat Clauer. Er war sehr ruhig, schrieb am liebsten, copirend oder auf Dictat. Er scheint das Vorbild des jungen Wahnsinnigen in Werthers Leiden zu sein.**) Lenz

*) Erinnert sei an Behrisch, an die Schwester Cornelia, an die Pietisten in Frankfurt, an Jung, an Herder, an den Ludwigsritter in Strassburg, an Lavater und Basedow, an die Stolberge, an Kauffmann, an die überspannten Frauzimmer in Darmstadt, bes. Frl. von Ziegler, an Leuchsenring, an die Familie Brentano, um nur einige Gestalten mit pathologischen Zügen aus der Jugendzeit zu nennen. Im Jahre 1796 lernte Goethe auch „Hölterlein“ kennen.

**) Vgl. „Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M. 1899.“

Die Familien Goethe und Bethmann von Dr. Heinrich Pellmann. p. 52. Am 11. 4. 1750 hatte die Witwe des Archivars Dr. jur. David Clauer († 25. 12. 1735) den Rath G. zum Vormunde ihres in Göttingen studirenden Sohnes eingesetzt. Ihre Schwester war Frau Bethmann. Der junge David Cl., geb. 10. 4. 1732, gest. 22. 7. 1796, wird im Bethmann-Archiv und in der Todesanzeige als Dr. jur. bezeichnet.

„Goethe und seine Vaterstadt“ von Dr. O. Heuer. p. 256. Brief des Rath Goethe an einen Arzt in Frankfurt vom

Goethes geisteskranke Bekannte.

war zwar, solange er mit Goethe verkehrte, noch nicht ausgesprochen geisteskrank, jedoch konnte Goethe aus der späteren Krankheit auf die krankhafte Art der von ihm beobachteten Wunderlichkeiten Lenzens schliessen. Bedeutungsvoll scheint mir der Arzt Zimmermann zu sein. Er wohnte bekanntlich mit seiner Tochter eine Zeit lang bei Goethes Eltern, Goethe interessirte sich sehr für ihn und hat die meisten seiner Schriften gelesen. Zimmermann war durchaus eine krankhafte Natur und wurde später ausgesprochen gemüthskrank.*) Besonders sein Buch über die Einsamkeit ist reich an Bemerkungen über geistige Störungen und an Beispielen. Durch Zimmermann, der viel von Haller handelt, wird Goethe auch Näheres über die Geisteskrankheit des von ihm verehrten Haller erfahren haben. Eine ganz persönliche Erfahrung erwarb sich Goethe im Jahre 1781: „Eine alte Krankheit zerrüttet die Einsiedliche Familie, der

11. 1. 1755. Der junge Cl. sei in Tiefsinn verfallen, nach dem Examen rigorosum und nahe vor der Promotion. Ob es rathsam sei, ihn nach Frankfurt kommen zu lassen. „Dieser junge Mann hatte schon vor geraumer Zeit die fromme Absicht sein Herze von der argen Welt zu Gott zu wenden, der Erfolg aber hat gelehrt, dass er sich darin nicht recht finden können, indem Er mit dem bössen auch das gute verworfen, und wie mans sonst austrückt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Er verliess nehmlich auf einmal alle menschliche Gesellschaft, hörte auf die Collegia zu besuchen, sass beständig über den Büchern, und gerieth dadurch nach und nach in einen solchen Tiefsinn, dass da seine Promotion so nahe ist, auch das Examen rigor. schon längstens vorüber, Er dadurch auser Stande gesetzt worden, solche rühmlich zu vollenden.“

*) Wegen Lenzens und Zimmermanns vgl. das Spätere.

Einleitung.

häusliche, politische, moralische Zustand hat auf den Vater so gewürkt, dass er nahe an [der Tollheit, wahn-sinnige, wenigstens schwer erklärliche Handlungen vorgenommen hat, endlich zu Hause durchgegangen ist und seinen Sohn hier aufgesucht hat. Ich habe mich, um kurz zu seyn, des Alten bemächtigt und ihn nach Jena in das Schloss gebracht, wo ich ihn unterhielt, biss seine Söhne ankamen“ (an den Herzog, 1781). Weiter richtete Jerusalems Selbstmord Goethes Gedanken auf das Pathologische. Auch später trat ihm der Selbstmord wiederholt entgegen, theils bei jugendlichen Personen, den Fräulein von Lassberg, von Günderode, bei Knebels Bruder, Zelters Stiefsohne, theils bei älteren Personen, so bei dem Dichter von Kleist, bei Goethes Jugendfreunde Merck, bei dem Bildhauer Weisser. Er hat Rousseaus u. A. Abhandlungen über den Selbstmord gelesen, später auch sur le suicide von der Staël. Eine krankhafte Natur war der Candidat Plessing, den Goethe in Wernigerode besuchte.*) Als einen Narren, der nur noch nicht toll gewesen, bezeichnet er selbst den Grafen Werthern. Der Schützling Goethes, der unter dem Namen Kraft in Ilmenau wohnte und offenbar seinen Namen von der Kraftlosigkeit ableitete, wird als „gemüthlich zer-rüttet“ bezeichnet. Goethe liess 1779 den Schützling seine Biographie aufschreiben. Am eigenen Vater lernte Goethe den Alters-Schwachsinn kennen, auch bei dem alten Collina, seinem Hauswirthe in Rom. Auf

*) Vgl. S. 64.

Goethes Gespräche über Geistesranke.

der ersten Schweizerreise sah er „staunende Wahnsinnige“, d. h. Cretins. Bei der Belagerung von Mainz kam er in Berührung mit einem Geistlichen, der „toll“ war, oder toll zu sein vorgab. Noch 1831 wird ein halbblödsinniger Mensch, Franz Tettau, erwähnt, der im Egloffsteinischen Hause zu Dienstleistungen verwendet wurde.

Die Lektüre führte Goethe natürlich auch hie und da auf das Pathologische. Abgesehen von Zimmermanns Schriften ist da besonders an die Geschichte Rousseaus, Tassos, Benvenuto Cellinis, an Shakespeare, an Historisches, an die Berichte über die Heiligen (F. Neri), an die Bibel zu denken.

Auch in den Gesprächen ist die Geistesstörung zuweilen der Gegenstand gewesen. Z. B. führte Goethe am 11. 8. 1810 ein langes Gespräch mit Bettina über Frl. von Günderode und ihren Tod, das 1814 am 6. 9. wieder aufgenommen wurde. Mit Langermann sprach er am 26. 8. 1812 über Gegenstände der medizinischen Polizei, Tollhäuser, Bordelle und anderes. Ende 1821 und Anfang 1822 trägt Rehbein an mehreren Tagen über die gefangenen verrückten Menschen, über den verrückten Schuster vor. Mit dem Canzler sprach Goethe am 29. 6. 1826 über Monomanie und criminelle Behandlung. Ueber die frühere Zeit ist leider wenig zu finden. Eckermann erwähnt, einmal sei zur Sprache gekommen, dass man anfangs, bei Beurtheilung der Verbrecher weich und schlaff zu werden, durch ärztliche Gutachten dem Verbrecher an der Strafe vorbeizuhelfen; bei dieser Gelegenheit habe Hofrath Vogel,

Einleitung.

der Goethes letzter Arzt war, einen jungen Physicus belobt, der trotz der Zweifel des Gerichts eine Kindesmörderin für zurechnungsfähig erklärt habe. Wie Goethe sich solchen mehr oder weniger thörichten Reden gegenüber verhalten habe, sagt Eckermann nicht.

Goethe hielt viel auf ärztliche Behandlung und suchte dem Arzte auch menschlich näher zu treten. So verkehrte er viel mit Hufeland, Rehbein, Vogel. Besonders mit Vogel hat Goethe sehr viel Medicinisches verhandelt. Ausser mit den eigenen Aerzten (in Frankfurt, in Weimar, in Karlsbad, in Teplitz und Marienbad) verkehrte Goethe auch mit den Medicinern in Jena, besonders mit Joh. Chr. Stark, der ihn auch behandelte, und anderen Jenaischen Aerzten. Z. B. sprach er mit dem Geh. Hofr. Stark am 22. 9. 1809 über Vaccination und Verbreitung der Venerischen Uebel durch die Kriegsläufe, am 3. Aug. 1813 über „Medicin, Erfahrung etc., Zimmermann.“

Ehe ich auf Goethes Werke eingehe, möchte ich noch einige Bemerkungen über die Bedeutung der Namen bei Goethe machen.

Goethe gebraucht sehr oft den Ausdruck „das Pathologische“. In der Regel meint er damit das, was wir meinen, das Krankhafte oder das zur Krankheit in Beziehung stehende. Doch hat bei Goethe der Ausdruck noch einen anderen Sinn, etwa den der individuellen Gefühlsreaction als des Gegensatzes zu einem sachlichen Urtheil. Z. B. schreibt Goethe an Schiller (12. 5. 1798):

Die Hypochondrie bei Goethe.

„Das wichtigste bey meinem gegenwärtigen Studium [Achilleïs] ist, dass ich alles subjective und pathologische aus der Untersuchung entferne.“

Ungemein oft gebraucht Goethe das Wort „Hypochonder“. Jetzt verstehen wir unter einem Hypochonder gewöhnlich einen nervösen Menschen, der sich irrthümlicherweise für schwer krank hält, einen Schlagfluss, eine Lungen-, Herz-Krankheit oder dgl. unbegründeterweise fürchtet. Der einfachen Hypochondrie steht die hypochondrische Verrücktheit gegenüber, bei der jene Befürchtungen zu incorrigiblen Wahnvorstellungen geworden sind, die Behauptungen oft dem Augenscheine widersprechen, da die Kranken meinen, ihr Darmrohr sei verschlossen, ihr Gehirn vertrocknet, da sie nicht vorhandene Geschwülste zu fühlen glauben, und so fort. Immer ist das Wesentliche der irrigere Glaube, an dieser oder jener Krankheit zu leiden. Zu Goethes Zeit hatte der Begriff der Hypochondrie einen viel weiteren Umfang. Man dachte dabei nicht nur an die eigentlichen Hypochonder, sondern auch an krankhafte Verstimmungen verschiedener Art. Reizbare finstere Leute, Nervenschwache, Melancholische, an Verfolgungswahn Leidende wurden kurzweg Hypochonder genannt, etwa in der Art, wie man jetzt alles mögliche, oft im euphemistischen Sinne „nervenkrank“ nennt. Man sah in der Hypochondrie eine Krankheit vorwiegend, doch nicht ausschliesslich des männlichen Geschlechts.*) Einige Belegstellen mögen folgen.

*) Merkwürdigerweise fasst Kant (Anthropologie, erste Aufl. 1789) die Hypochondrie viel moderner: „Der Hypochondrist ist

Einleitung.

In dem Gedicht „Hypochonder“ heisst Hypochonder etwa so viel wie Misanthrop. A. a. O. heisst es:

„Sag mir was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemälden, die ihn vexiren.“

„Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cucionirt.“

In dem Gedichte an Mademoiselle Oeser von 1768 sagt Goethe von sich, er lebe „bald still wie ein Hypochondrist“:

„Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Cortex Chinae,
Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fuss und Hand
Auf's Neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtniss schärfen.“

ein Grillenfänger (Phantast) von der kümmerlichsten Art: eigensinnig, sich seine Einbildungen nicht ausreden zu lassen, und dem Arzt immer zu Halse gehend, der mit ihm seine liebe Noth hat, ihn auch nicht anders als ein Kind (mit Pillen aus Brodkrumen statt Arzneimitteln) beruhigen kann; und wenn dieser Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, medicinische Bücher zu Rathe zieht, so wird er vollends unerträglich; weil er alle die Uebel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche liest.“ Dabei seien die Kranken zeitweise heiter und lebhaft, haben aber kindische Angst vor dem Tode.

Die Hauptursache der Hypochondrie oder Grillenkrankheit, die dem gestörten Gemüth (der Manie) entgegengesetzt wird, sei die Steigerung gewisser körperlicher Empfindungen durch Aufmerksamkeit.

Die Hypochondrie bei Goethe.

In Wahrheit und Dichtung sagte Goethe von sich: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht“ [nach Leipzig].

Nach Kestner hat Jerusalem am Abende vor seinem Tode den italienischen Lehrer fortgeschickt, „weil er wieder seine Hypochondrie habe“. Auch Werther wird als Hypochonder bezeichnet.

Dass man die Hypochondrie gern mit den Zuständen des Darms in Zusammenhang brachte, zeigt ein ungewöhnlich derbes Gedicht des jungen Goethe, das Bernays mittheilt: „Als Nicolai die Freuden des jungen Werthers geschrieben hatte.“

In der italienischen Reise spricht Goethe von „Rousseaus hypochondrischem Jammer“. An H. v. Kleist tadelte er die nordische Schärfe des Hypochonders. Nach Joh. Falk hat er über H. v. Kleist gesagt: „Sein Hypochonder*) ist gar zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zu Grunde.“ Zu Eckermann sagt Goethe: „Er [Merck] fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie als Folge seiner vielen Speculationen und endigte damit, sich zu erschiessen.“ Bei Riemer sagt Goethe wunderlich genug: „hypochondrisch seyn heisst nichts anderes als in's Subject versinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht glauben, dass sie mich für ein Object gelten lassen; und ich hebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Object“. Bei Eckermann sagt Goethe: „Der dritte Theil der an den

*) Diese wunderliche Ausdrucksweise kommt auch bei anderen Schriftstellern vor.

Einleitung.

Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen.“

In dem Entwurfe einer Farbenlehre heisst es: „Hypochondristen sehen häufig schwarze Figuren, als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Wespen.“ Hier findet man auch folgende eigenthümliche Stelle: „Denn Hypochondristen sehen auch häufig gelbrothe schmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen oder bei leerem Magen.“

Der Frau Rath war die Hypochondrie so verhasst, „dass sie das Wort nicht einmal schreiben konnte“. An Zimmermann schreibt sie am 16. Februar 1776: „Gott im Himmel! Wie kommt ein so vortrefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der verdammten Krankheit?“

Weiter braucht Goethe das Wort Melancholie, ebenso wie wir es thun, bald zur Bezeichnung trüber Stimmungen bei annähernd Gesunden, bald zur Bezeichnung der krankhaften traurigen Verstimmung, der krankhaften Schwermuth.

„Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.“

Werther sagt von sich, dass er oft, „von süsser Melancholie zu verderblicher Leidenschaft“ übergehe. Bei Lila folgt der Wahnsinn auf eine „tiefe Melancholie“.

Die Bedeutung von „Wahnsinn“.

Das Wort Wahnsinn ist von den Irrenärzten in sehr verschiedenem Sinne gebraucht worden; Goethe benutzt es wie die Laien meistens, als gleichbedeutend mit Geisteskrankheit überhaupt, was schon daraus hervorgeht, dass er bei Lila eben sowohl wie bei den Cretins von Wahnsinn spricht. Im Sept. 1775 schreibt er an Lavater, er habe gestern „ein bissgen über die vier Wahnsinnigen und Brutus geklimpert“ [d. h. an den Beiträgen für Physiognomik geschrieben]. Wie auch heute die Leute der Gemüthskrankheit die Geisteskrankheit gegenüberstellen, bei jener nur an krankhafte Verstimmung denken, im Begriffe dieser aber das Irresein“ ausdrücken, so scheint auch Goethe als wesentliches Merkmal des Wahnsinnes Wahnvorstellungen (Grillen) zu betrachten. Wahnwitz scheint bei Goethe dasselbe zu bedeuten.

v. Müller berichtet (13. 6. 1825): „Vom Wahnsinn gab er die einfache Definition, dass er darin bestehe, wenn man von der wahren Beschaffenheit der Gegenstände und Verhältnisse, mit denen man es zu thun habe, weder Kenntniss habe, noch nehmen wolle, diese Beschaffenheit hartnäckig ignorire.“ Auf jeden Fall ist die Definition nicht so richtig wie einfach.

Narrheit ist theils Albernheit schlechtweg, theils, im prägnanten Sinne, Wahnsinn mit Albernheit oder Schwachsinn mit Wahnvorstellungen. Gelegentlich wird mit Narrheit die Geisteskrankheit überhaupt bezeichnet, wie man auch Narrenhaus oder Tollhaus sagte, meist aber ist im Begriffe des Narren das schwach-

Einleitung.

sinnig-läppische Wesen ausgedrückt, weshalb das Wort auch etwas verächtliches hat.

„Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann — das macht dich gleich gelind —
Dass Narrenwärter selbst auch Narren sind.“

Ist der Wahnsinnige stark erregt, besonders zornig erregt, so wird von Tollheit oder Raserei gesprochen. So erscheint wohl die Raserei als der höhere Grad der Krankheit. In Lila wird befürchtet, man möchte durch gewisse Einwirkungen die Kranke „aus Wahnsinn in Raserei werfen“. Der Geisteskranke im Werther wird erst tiefsinnig, fällt dann in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei. Diese dauert ein Jahr, dann bleibt Schwachsinn mit Grössenvorstellungen bestehen.

Das Wort Verrücktheit wird selten von Kranken gebraucht. Die Geschichte von der „pilgernden Thörin“ (la folle en pèlerinage) wird auch Geschichte von einem „verrückten Mädchen“ genannt. Vielleicht soll das Wort hier nur folie übersetzen, es passt auf jeden Fall nicht, da das Benehmen der Pilgerin zwar wunderbar und unerklärlich ist, von Verrücktheit aber bei ihr nichts zu finden ist.

Dagegen spricht Goethe recht oft von Verrücktheit oder verrückten Menschen, wenn er Querköpfigkeit, Absurdität meint. In diesem Sinne redet er gelegentlich auch von „Tollhäuslern“, nennt z. B. Arnims so.

Auch das Wort Tollhaus wird oft gebraucht, z. B. an folgender Stelle: „Denn von der Vernunfthöhe herunter

Seelenleiden sind reinlich und wundervoll.

sieht das ganze Leben wie eine böse Krankheit und die Welt einem Tollhaus gleich.“ (Ueber Kants Anthropologie an Voigt am 19. 12. 1798.)

Als allgemeine Bezeichnung endlich gebraucht Goethe die Ausdrücke „Seelenleiden“, „psychische Krankheiten“. In den Annalen wird ein Schema der Erzählung vom heiligen Born zu Pymont gegeben. Da heisst es: „Von den endlosen Krankheiten werden die widerwärtigen mit wenig Worten abgelehnt; die psychischen aber als reinlich und wundervoll ausführlich behandelt, sowie die Persönlichkeit der damit behafteten Personen hervorgehoben.“

Werthers Leiden.

I. Werthers Leiden.

In den Leiden des jungen Werthers hat Goethe bekanntlich Selbsterlebtes, Berichtetes und Freierfundenes vermengt. Seine eigene Liebe zu einem verlobten Mädchen endete damit, dass er sich zurückzog und anderweit verliebte. Der Selbstmord des jungen Jerusalem brachte ihn auf die Idee, die Darstellung des von ihm Erfahrenen zum Ungünstigen umzubiegen und den Helden durch Selbstmord endigen zu lassen.

Werther wird von vornherein als ein überaus empfindsamer und leidenschaftlicher Jüngling geschildert. Er schwärmt für Natur und Poesie, hat Abneigung gegen Berufsarbeit. Im Wesentlichen ist der Werther des ersten Theils Goethe selbst, doch hat Goethe offenbar dem Bilde im Hinblick auf den zweiten Theil einige Lichter aufgesetzt. Am Ende des ersten Theiles flieht Werther ebenso, wie Goethe geflohen war. Er versucht sich dann in der diplomatischen Laufbahn, hat Aerger mit einem engherzigen Vorgesetzten, wird

Werther soll eine pathologische Figur sein.

durch die adelstolze Gesellschaft beleidigt, wirft sein Amt weg, kehrt zu der inzwischen verheiratheten Geliebten zurück, verzehrt sich in hoffnungsloser Liebe und erschießt sich schliesslich.

Goethe war sich ganz klar darüber, dass Werther eine pathologische Figur sei. Er schrieb schon seiner eigenen Leidenschaftlichkeit wiederholt einen pathologischen Charakter zu und wusste, dass eben die Thatsache der Umkehr ihn sozusagen rehabilitirt hatte, gezeigt hatte, dass die Gesundheit in ihm das Uebermächtige war. Indem er Werther unterliegen liess, liess er das Pathologische siegen. Werther schildert sich selbst: „Wie oft lull ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstedt hast Du nichts gesehen als dieses Herz. Lieber! Brauch ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süssem Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet.“ „Meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn.“ Lotte warnt Werther, er werde an dem zu warmen Antheil, den er an allem nehme, zu Grunde gehen. Gegen das Ende hin heisst es: „Lieber Wilhelm ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen sein müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupresst! Wehe! Wehe!

Werthers Leiden.

Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Szenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.“ Besonders mit dem „unbekannten Toben“ hat Goethe offenbar die Krankhaftigkeit des Zustandes zeichnen wollen. Der Gedanke an Orest taucht auf. Die Hauptsache ist der Selbstmord. Die Selbstmordfrage ist der Mittelpunkt des ganzen Buches. Sehr richtig setzt Werther auseinander, dass ein je nach der Natur des Menschen verschiedenes Maass von Leiden ihn zum Selbstmorde treibt. „Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maass seines Leidens ausdauern kann?“ Das Maass ist proportional der Gesundheit; eben dass ein junger Mann wegen getäuschter Liebeshoffnung sich tödtet, thut dar, dass er abnorm wenig leidensfähig ist, dass er krankhaft ist. Napoleon hat bekanntlich getadelt, dass (in der ersten Ausgabe) bei Werther ausser der Liebe der getäuschte Ehrgeiz eine Rolle spiele. Es kommt aber ausserdem eine pessimistische Verzweiflung dazu, die auch ohne Liebe und Ehrgeiz bei jungen Leuten auftreten kann. Goethe selbst hat das *Tedium vitae* als den Kern der Sache angesehen. Er schreibt z. B. an Zelter (26. 3. 1816): „Vor einigen Tagen kam mir zufälligerweise die erste Ausgabe meines Werthers in die Hände und dieses bey mir längst verschollene Lied fing wieder an zu klingen. Da begreift man denn nun nicht, wie es ein Mensch noch 40 Jahre in einer Welt hat aushalten können, die ihm in früher Jugend schon so absurd vorkam.“ Goethe schildert sehr schön, wie das Glück im Mitgeföhle alles Lebens

Das Taedium vitae als Kern.

in Pessimismus umschlägt. „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht?“ Diese Worte sind vollkommen im Sinne Buddhas. Das Taedium vitae ist die Unterlage, der Liebeskummer führt zur That. Man hat kaum das Recht, zu sagen, Goethes Werther sei überhaupt nicht lebensfähig, sein Tod sei nothwendig. Wäre Werther durch irgend ein günstiges Eingreifen über die Zeit der Gefahr weggehoben worden, so hätte er ruhig weitergelebt, wäre freilich immer pathologisch geblieben. Unzählige junge Leute gleichen Werther in der Hauptsache, kommen aber nicht zum Selbstmorde, weil im geeigneten Moment ein genügend kräftiger Anstoss fehlt.

Werther ist ein *dégénéré supérieur*, eine weitere Diagnose ist nicht zulässig. Insbesondere wäre es verfehlt, seinen Zustand als Melancholie zu bezeichnen.

Als Contrastfigur erscheint im Werther der junge Wahnwitzige, dessen Schilderung deshalb merkwürdig ist, weil eigentlich hier allein Goethe eine Geisteskrankheit nach der Natur beschreibt. Das Vorbild war der junge Rechtscandidat, der in Goethes Vaterhause lebte, und dessen Geschichte Goethe natürlich bekannt war. Der Rath Goethe benutzte sein verblödetes Mündel als Secretär, im Roman ist der Geisteskranke Secretär bei Lottens Vater gewesen. Die romanhafte Zuthat ist die Angabe, dass der junge Mann eine Leidenschaft

Werthers Leiden.

zu Lotte gefasst habe, die ihn rasend gemacht hatte, und deretwegen er aus dem Dienste geschickt worden war. Der Dichter macht sozusagen den Hebephrenischen für seine Zwecke dadurch brauchbar, dass er ihn aus unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgeize krank sein und somit Werthers Spiegelbild bilden lässt.

Werther trifft den Kranken auf einem Spaziergange am 30. November. Dieser sucht Blumen. „Was will er denn mit den Blumen? Ein wunderbar zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. Wenn er mich nicht verrathen will, sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauss versprochen. Das ist brav, sagte ich. O! sagte er, sie hat viel andere Sachen, sie ist reich. Und doch hat sie seinen Strauss lieb, versetzte ich. O! fuhr er fort, sie hat Juwelen und eine Krone. Wie heisst sie denn? Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten, versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch! Ja es war einmal eine Zeit, da es mir so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun — Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war also glücklich? fragte ich. Ach! ich wollte ich wäre wieder so! sagte er. Da war es mir so wohl, so lustig, so leicht, wie ein Fisch im Wasser!“ Nun kommt die Mutter dazu, die ihren kranken Sohn sucht. „So stille, sagte sie, ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, dass er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er niemand nichts; nur hat er immer mit Königen und

Der junge Wahnwitzige.

Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen.“ Was das für eine glückliche Zeit gewesen sei. „Der thörichte Mensch, rief sie mit mitleidigem Lächeln; da meint er die Zeit, da er von sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wusste.“ Der Kranke ist ein Mensch in einem grünen schlechten Rocke, mit einer „interessanten Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte“.

Inwieweit die einzelnen Züge der Schilderung Goethes der Natur entnommen sind, das lässt sich nicht feststellen. Die Geistesstörungen des jugendlichen Alters, die zur Verblödung führen, beginnen nicht selten mit lebhafter Erregung, es kann sehr wohl auf eine Periode des „Tiefsinns“ eine Zeit lebhafter Erregung folgen, die sich als hallucinatorische Verwirrtheit darstellt. Klingt die Erregung ab, so ist der Mensch eine Ruine geworden, er ist dauernd schwachsinnig, es können aber die in der Verwirrtheit entstandenen Wahnvorstellungen festgehalten werden, und der Kranke faselt dann von Schätzen und Fürstenthümern ohne seine Ruhe zu verlieren. Der Ausdruck „hitziges Fieber“ ist nicht zutreffend, man bezeichnete aber früher lebhaft nervöse Erregungen sehr oft so. Alles in allem ist Goethes Bild vortrefflich getroffen, und auch

Werthers Leiden.

dann, wenn man von dem Rechtscandidaten Clauer nichts wüsste, würde man die Zeichnung nach der Natur erkennen. Nur ist, wie schon bemerkt, die Aetiologie verfehlt. Solche Zustände entstehen nicht aus unglücklicher Liebe, sondern sind der Ausdruck einer von vornherein mangelhaften Gehirn-Organisation.

Entstehung der „Lila.“

II. Lila.

Sozusagen ausschliesslich der Psychiatrie gewidmet ist das Sing- oder Schauspiel „Lila“. Es wurde 1777 zuerst aufgeführt, in Rom umgearbeitet. Man nimmt an, dass das Stück ursprünglich in der Absicht geschrieben war, der in ihrer Ehe nicht glücklichen Herzogin zuzusprechen. Nach Schröder hat Goethe die Fabel von Frau von Stein erhalten. Sie stamme aus einem älteren französischen Stücke „L'hipochondriaque“. Hier wird, wie in der ersten Fassung des Goethischen Stückes, ein Liebender durch die falsche Nachricht von dem Tode der Geliebten wahnsinnig. Sie eilt zu dem Unglücklichen, und Alle vereinigen sich, um ihn von seinem Wahne zu heilen, indem sie auf diesen eingehen. Man zeigt ihm mehrere Personen, die für todt gelten und die durch Musik in's Leben gerufen werden. Endlich glaubt der Kranke, er sei selbst vom Tode erweckt worden, und eilt die Geliebte zu umarmen. Schon aus diesem Ursprunge des Stückes ergiebt es sich, dass wir in ihm weder Goethes eigene Anschauungen über Geisteskrankheiten und ihre Heilung zu erwarten

Lila.

haben, noch Auffassungen, die der Zeit vorausseilen. Vielmehr versetzt uns das Stück, dessen Vorbild vor 1650 entstanden ist, in eine veraltete Denkart. Die Vorstellung, dass man Geisteskranke durch Eingehen in ihre Wahnvorstellungen heilen könne, fand freilich auch noch zu Goethes Zeit Zustimmung bei den Aerzten, wie denn Reils Rhapsodien auf ihr beruhen, jedoch waren schon damals einzelne wissenschaftliche Irrenärzte von der Erfolglosigkeit solcher Versuche überzeugt. Immer hat diese Vorstellung für das Publicum grosse natürliche Anziehungskraft gehabt. Die meisten Gebildeten mögen heute wie zu Goethes Zeit von der Möglichkeit der Vorgänge in „Lila“ überzeugt sein.*) Ich erinnere mich, dass mir in meiner Jugend ein gebildeter und gelehrter Mann erzählte, man habe einen Geisteskranken von dem Wahne, eine Schlange in sich zu tragen, dadurch befreit, dass man eine Blindschleiche in das durch ein Brechmittel Entleerte practicirte. Sicherlich ist der Glaube an diese Art von Heilwirkungen nicht ohne Grund gewesen. Man wird auf diese Manier einzelne Kranke von krankhaften Vorstellungen befreit haben, nur dass diese Kranken keine eigentlichen Geisteskranken waren, sondern Hysterische. Wollte man die Heilung Lilas retten, so müsste man aus Lila eine Hysterische machen. Zur Noth verträge sich diese

*) Im Jahre 1816 bemerkt Goethe, das Theater habe zwei der Lila ähnliche Stücke, nemlich „Nina“ [wahrscheinlich die Oper von Dalayrac] und „Die Schweizerfamilie“ [von Weigl]. „Beyde sind auch psychische Curen eines durch Liebesverlust zerrütteten Gemüths.“

Das Stück ist symbolisch zu verstehen.

Auffassung sogar mit Goethes Darstellung. Begreiflicherweise aber sind solche Erwägungen müßig, da es Goethe nicht um die Darstellung naturgetreuer Krankheitsbilder zu thun war, er den Wahnsinn, über den er dachte und schrieb, wie es damals unter Gebildeten üblich war, nur als Bild und Gleichniss verwandte. Was er eigentlich sagen wollte, das ist wohl in den schönen Versen des magischen Arztes (s. unten) ausgedrückt.

Dass Goethe für seine Geisteskranke den Namen Lila wählte, das hängt wohl damit zusammen, dass das überspannte Fräulein von Ziegler in Darmstadt Lila genannt wurde. „Die Empfindsamste der Empfindsamen war Lila. Sie hatte ihr Grab und einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen und ein Schäfchen, das mit ihr ass und trank. Sie verehrte knieend ihre Freunde und den Mond und feierte Fest- und Fast-Tage bei der Ankunft und dem Abschied ihrer Freunde.“

Der Inhalt des Stückes ist folgender. Der Baron Sternthal ist seit Monaten von Hause abwesend. Seine Frau Lila, die „immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde war,“ „bei Abwesenheit ihres Mannes immer in Sorgen war,“*) erhält einen Brief, der ihr meldet, der Baron sei blessirt: „Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr.“ Sie wollte bald reisen, bald nicht, schrieb fortwährend Briefe, erwartete mit

*) Sie scheint eine Ausnahme in der Familie zu sein, denn diese „schwebte in einem ewig freudigen Leben von Tanz, Gesang, Festen und Ergötzungen“.

Lila.

jeder Post neue Briefe, glaubte, diese würden von den Angehörigen unterschlagen. „Wenn ich sagen soll, so glaube ich, das ihr Wahnsinn schon damals ihren [sic] Anfang genommen hat; aber wer unterscheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der sie begraben war?“ Endlich kommt ein Brief, der Baron sei todt. Lila verfällt in „ein hitziges Fieber“, das einige Tage dauert. Danach ist sie scheu, unsicher, verschlossen, verlangt Trauerkleider, behängt sich mit allen schwarzen Stoffen, die sie erlangen kann. Die Umgebung suchte zu trösten, die Nachricht sei ungewiss; das machte aber gar keinen Eindruck auf die Kranke, die jedermann zu fürchten oder gar nicht zu bemerken schien. „Seitdem ihr die Phantasieen den Kopf verrückt haben, traut sie niemand, hält ihre Freunde und Liebsten, sogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten.“ Ihre Schwester blickt sie lange an, bald ernsthaft, bald wieder freundlich, und sie verlässt sie schliesslich mit einer Art von Widerwillen. Als der Baron genesen zurückkehrt, flieht sie ihn wie ein Gespenst. Man überlässt sie „der unmenschlichen Behandlung eines Marktschreiers.“*) Nach kurzer Zeit geräth sie in Wuth und versteckt sich im Walde. Als die Versuche sie herauszubringen vergeblich sind, lässt der Baron ihr heimlich eine Hütte zurechtmachen, in der sie sich bei Tage verbirgt, und wohin ihr ein

*) Mir schauderts, sagt a. a. St. der Baron, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre zu was für weitem Grausamkeiten gegen sie man mich verleiten wollte, und fast verleitet hätte.

Gang der Handlung.

Kammermädchen Speise bringt. Nachts wandelt sie in ihren Phantasieen umher; sie zieht herum mit losem Haar, geht Kreise im Mondenscheine ab, schleicht mit halb unsicherm Tritte auf und ab, neigt sich bald vor den Sternen, kniet bald auf dem Rasen, umfaßt einen Baum, verliert sich in den Sträuchern wie ein Geist. Eines Tages wird gemeldet: „Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnsinn geblieben ist, unter dem Siegel der grössten Verschwiegenheit versichert, dass sie wohl wisse, woran sie sey: es sey ihr offenbart worden, ihr Sternthal sey nicht todt, sondern werde nur von feindseligen Geistern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freiheit strebten; desswegen sie unerkant und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel fände, ihn zu befreien.“ Auf diese Aeusserungen gründet ein Arzt, der dazu kommt, den Plan der Heilung. Er räth, „der gnädigen Frau die Geschichten ihrer Phantasieen zu spielen.“ „Wenn wir Phantasie durch Phantasie curiren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.“ („Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserei werfen könnten,“ wirft bemerkenswerther Weise der Baron ein.) Musik, Tanz und Vergnügen seien das Element der Familie, fährt der Arzt fort, jetzt aber herrsche todte Stille, das bringe der Kranken keinen Vortheil. Die Angehörigen sollen die Zauberer, Feen, Oger und Dämonen, von denen die Kranke spricht, ihr vorstellen, sollen sie durch Musik und Tanz der dunkeln Traurigkeit entreissen und vorläufig in ihren abenteuerlichen Hoffnungen be-

Lila.

stärken. Der Arzt selbst will sich der Kranken als weiser Mann, als Magus nähern und sie ausforschen. Die Familie findet schliesslich den Plan des Arztes vortrefflich, und die Sache wird ins Werk gesetzt.

Im zweiten Aufzuge tritt die kranke Lila selbst auf. „Süsser Tod! süsser Tod! komm und leg mich ins kühle Grab! — Sie verlässt mich nicht die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was ist das, das mir so oft in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich schwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es ist hier so! und hier! Dass ich nicht kann, wie ich will und mag. — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „„Er ist nicht auf ewig dir entrissen, daure nur aus! Er soll wieder Dein sein!““ Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —“ . . . (folgen Verse). Hier wie anderwärts zeigt Lila durchaus keine Verwirrung, sie handelt geordnet, ist traurig, aber ruhig, und beurtheilt ihre Umgebung richtig, soweit nicht ihre Wahn-Gedanken sie zu falscher Deutung verleiten. Der Arzt tritt ihr als Magus gegenüber. Sie fragt sich, was das für ein Alter sein möge, ein harmloser Mensch oder ein Kundschafter. Es gelingt ihm, ihr Vertrauen zu erwerben, er belehrt sie, dass gütige Geister sie umschweben, dass bekannte Gestalten ihr entgegentreten werden, und schliesslich giebt er ihr ein Fläschchen mit balsamischen Tropfen, damit sie bei Erschöpfung ihre Schläfe damit salben könne. Seine Abschieds-Worte lauten:

Gang der Handlung.

„Feiger Gedanken
 Bängliches Schwanken.
 Weibisches Zagen
 Aengstliches Klagen
 Wendet kein Elend,
 Macht Dich nicht frei.

Allen Gewalten
 Zum Trutz sich erhalten,
 Nimmer sich beugen,
 Kräftig sich zeigen,
 Rufet die Arme
 Der Götter herbei.“

Durch die Worte des Magus ist Lila so stark beeinflusst worden, dass sie erklärt: „Nein, ich will mich einsam nicht mehr abhärten, ich will mich der Gesellschaft erfreuen, die mich umgiebt. Zaudert nicht länger, liebliche Geister!“ Sofort erscheinen tanzende und singende Feen, die tröstlich zureden und Lila an einen gedeckten Tisch führen, wo sie mit der Fee-Oberin speist. Diese erklärt, der Baron sei nicht todt, aber in der Gewalt eines neidischen Dämons, der ihn mit süßen Träumen bändigt und gefangen hält. Lila könne ihn erwecken und befreien, sie könne aber nicht gleich an die Stätte kommen, weil noch manche Gefahr dazwischen liege. Durch Lilas Zaudern sei es dem Dämon geglückt, alle Verwandten und Freunde in seine Gewalt zu locken, er hoffe auch Lila zu überlisten. Sie müsse muthig und vorsichtig allein ihren Weg gehen. Bis morgen aber solle sie schlafen. Diese Art von Trost der Fee ist der Lila offenbar etwas zu stark, sie wird erregt und erklärt, sofort gehen zu

Lila.

wollen und den Pfad des Todes beschreiten zu wollen. „Vom Grabe her säuselt die Stimme des Windes lieblicher, als deine süsse Lippe mich locken kann.“ Die Fee ist betrübt über den „Rückfall“, aber der Magus tröstet sie. „Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muss oft wieder nachlassen, um sich von der neuen ungewohnten Anstrengung zu erholen.“ „Genug dass sie einige Speise zu sich genommen, dass sie den Gedanken gefasst hat, an ihr liege es die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, dass wir sie nicht zu geschwinde geheilt glauben, dass wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis sie fähig ist seine Gegenwart zu ertragen.“

Im dritten Aufzuge kommt Lila wieder mit dem Fläschchen des Arzt-Magus in der Hand und trifft auf einen Zug von Gefangenen. Sie geht ihnen muthig entgegen, um sie zu trösten und zu erretten. Zuerst tritt ihr ihr Verwandter Friedrich entgegen, und sie erkennt ihn. Früher hatte sie ihn an der gleichen Stelle getroffen, aber für einen Schatten gehalten. Friedrich erklärt ihr nun, eben dadurch, dass sie sich von ihm abwandte, habe der Dämon Macht über ihn erhalten. Er führt ihr in den Gefangenen ihre Nachbarn vor, und sie erkennt auch diese. Plötzlich aber wird sie ängstlich und wendet sich ab. Es sei nicht die Furcht vor dem Ungeheuer, sondern die Liebe der Menschen, die sie sich nicht aneignen könne, treibe sie hinweg. Alle stehen verlegen, aber wieder kommt der Magus und verweist auf einen glücklichen Ausgang. Da sie der Liebe wenig Gehör gebe, sollen Gewalt und Un-

Gang der Handlung.

recht sie aus dem Traume wecken. Er lässt den „Oger kommen, den die Gefangenen bedienen müssen. Lila kehrt zurück, sieht dem Schauspieler zu und erklärt muthig, sie wolle den Oger überwinden. Es sei ihr offenbart, dass sie dem Oger trotzen müsse und deshalb zunächst das Unglück der Gefangenen theilen müsse, sie sei der Eimer, den das Schicksal in den Brunnen werfe, um die Freunde herauszuziehen. Sie tritt in der That dem Oger trotzig entgegen und bedroht ihn mit der Rache der Götter, als er auch ihr Ketten anlegen lässt. Nun erklärt Friedrich, diese heldenmüthige That werde das Reich des Feindes zerstören. Lila verlangt nach ihren Schwestern, Nichten, Freundinnen, sie brennt jetzt vor Begierde, sie zu sehen. Die Feen kommen, trösten und rathen, Lila solle vorwärts gehen, im Garten am Brunnen Gesicht und Hände waschen, in der Rosenlaube die Trauer ab- und ein neues festliches Gewand mit gesticktem Schleier anlegen. Dann werden die Ketten abfallen, der Schleier werde sie vor dem Dämon schützen, und bald werde sie den Gemahl finden. Lila ist voll Zuversicht: „Gebt mir den Geliebten frei! Ja ich fühl' beglückte Triebe! Liebe löst die Zauberei.“

Im vierten Aufzuge erreicht die heilende Schauspielerei ihren Gipfel. Vor einem Gebäude im Garten, in dem die weiblichen Gefangenen spinnen, arbeiten die männlichen Gefangenen, tanzende Chöre kommen hinzu, auch der Dämon tanzt mit den ersten Tänzerinnen etwas vor, Wechselgesänge ertönen. Das alles sieht Lila mit an, endlich tritt sie, die nun mit einem weissen

Lila.

Kleide angethan und mit Blumen geschmückt ist, hervor und wird von ihren Schwestern u. s. w. umringt. Sie erkennt diese trotz der Vermummung, lässt sich küssen und umarmen. Der Magus erklärt ihr: „du bist am Ziele“, und führt ihr den Baron „in Hauskleidern“ entgegen. Die Genesene erklärt: „Ich habe dich, Geliebter, wieder, umarme dich, o bester Mann! Es beben alle mir die Glieder vom Glück, das ich nicht fassen kann“. Mit freudigen Gesängen schliesst das Stück.

Wenn auch die Fabel der Lila Goethen gegeben wurde, so steckte doch in ihr eine Idee, in der er sein Eigenthum wiederfand, und die ihm die Bearbeitung sympathisch machte. Ich meine den Gedanken, dass man sich aus krankhaften Verstimmungen befreien könne durch entschiedene Hinwendung zum Wirklichen. Der Beweis dafür, dass Goethe Heilungen krankhafter Seelenzustände durch Belehrung, durch den Hinweis auf thätige Naturbetrachtung für möglich hielt, wird dadurch gegeben, dass er selbst, freilich ganz erfolglos, eine solche Kur versucht hat. In demselben Jahre, in dem Lila erschien, hatte er von einem Candidaten Plessing Briefe bekommen, in denen dieser seine hypochondrisch-melancholische Verstimmung schilderte und um Hilfe bat. Im December unternahm Goethe seine Harzreise und besuchte Plessing, der in Wernigerode bei seinem Vater wohnte. Goethe führte sich als Landschaftmaler aus Gotha ein, erzählte von Weimar, schilderte die dortigen Zustände und entschuldigte Goethes bisheriges Schweigen durch dessen

Goethe als Psychotherapeut.

Ueberlastung. Schliesslich liess er sich Plessings Schreiben an Goethe vorlesen und erkannte, während er dabei Plessing physiognomisch beobachtete, als Grundzug „beschränkte Selbstigkeit“. Der Landschaftsmaler setzte nun auseinander, in Goethes Kreise gelte es als ausgemacht, dass man sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düsteren Zustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äusseren Welt retten könne. Man sei überzeugt, dass die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche und wahrhafte Erscheinungen allmählich Behagen, Klarheit und Belehrung gewähre. Dann schilderte Goethe seine Beobachtungen der Natur auf der Reise durch das Gebirge mit glühenden Farben. Nachdem er sich auf diese Weise angestrengt und seine dichterische Kraft verschwendet hatte, erklärte Plessing mit aller Bestimmtheit, es könne und solle ihm nichts in der Welt genügen. Da fühlte Goethe sein Inneres sich zuschliessen, er schied unerkannt und überliess den Unglücklichen seinem Schicksale. *)

Wir sehen also Goethe hier als Seelenarzt auftreten. Weil seine eigene starke Natur sich an der Wirklichkeit aufgerichtet hatte, glaubte er, man brauche dem Kraftlosen nur den Weg zu zeigen, vergass, dass dem Gelähmten gute Wege nichts helfen. In ähnlicher Weise mag Goethe manchmal den „Seelenleiden“ entgegen-

*) Uebrigens ist es mit Plessing (20. 12. 1752 bis 6. 2. 1806) später besser gegangen, und er ist ein brauchbarer Mann geworden, war seit 1780 in Königsberg als Lehrer thätig, starb als Professor in Duisburg.

Lila.

getreten sein (z. B. bei Lenz) und mag wiederholt psychiatrische Misserfolge erzielt haben. Bei Lila und bei Plessing fallen einem Schillers Worte ein: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stossen sich die Sachen.“

Aber bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, dass Goethe in manchen Fällen als glücklicher „Psychotherapeut“ aufgetreten ist. Im Tagebuche ist unter dem 27. 5. 1811 notirt: „Psychische Cur des Schluckens an einem Jungen“. Am 5. 9. 1785 schreibt er an die Stein: „Gestern Abend habe ich ein recht Psychologisches Kunststück gemacht. Die Herder war immer noch auf das Hypochondrische gespannt über alles was ihr in Carlsbad unangenehmes begegnet war. Besonders von ihrer Hausgenossin. Ich lies mir alles erzählen und beichten, fremde Unarten und eigne Fehler, mit den kleinsten Umständen und Folgen und zuletzt absolvirte ich sie und machte ihr scherzhafft unter dieser Formel begreiflich, dass diese Dinge nun abgethan und in die Tiefe des Meeres geworfen seyen. Sie ward selbst lustig drüber und ist würcklich kurirt.“

Marie in Clavigo.

III. Clavigo und Grosskophta.

Clavigo und Grosskophta bespreche ich zusammen, weil an beiden nicht viel ist.

Im Clavigo bringt Goethe eine Schwindsüchtige auf die Bühne. Marie Beaumarchais ist von Clavigo im Stiche gelassen worden. Sie hat einen hysterischen Anfall bekommen, ist dann bleich und mager geworden, leidet an Herzklopfen, verträgt nichts mehr. Irgend etwas Charakteristisches sagt sie nicht. Dagegen wird von ihr gesagt, sie sei schwindsüchtig. Carlos nennt sie eine trippelnde kleine hohläugige Französin, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, er meint, sie sei von vornherein schwindsüchtig gewesen, und spricht von dem frühen Absterben der zu erwartenden Nachkommen. Bei der zweiten Untreue Clavigos fällt sie zurück, ruft: Luft, Luft, und noch einige Worte, und ist dann todt.

Man kann nicht sagen, dass die Marie glücklich erfunden sei, denn man kann doch einem Manne vernünftigerweise nicht zumuthen, eine dem Tode nahe Lungenkranke zu heirathen. Ueberdem könnte sich

Clavigo und Grosskophta.

der Zuschauer fragen, warum Clavigo sich nicht dadurch aus seiner fatalen Lage befreit, dass er das todkranke Mädchen heirathet und dann ihren Tod abwartet.

Im Grosskophta ist der Graf zwar nicht als krank geschildert, aber er simulirt wenigstens etwas Pathologisches. Goethe interessirte sich bekanntlich sehr für Cagliostro, er suchte seine Familie in Sicilien auf, und verfolgte die Sache mit grossem Eifer. Ob Cagliostro ein einfacher Schwindler oder ein hysterischer Schwindler gewesen ist, weiss ich nicht. Bei Goethe ist die Sache so dargestellt, dass (im 5. Auftritt des 2. Aufzuges) ein sogenannter Trance-Zustand des Grafen so beschrieben wird, dass man annehmen muss, er sei simulirt. Der Graf wird plötzlich starr und unempfindlich, nach einiger Zeit erwacht er mit dem Rufe: Halt ein Schwager! Hier will ich aussteigen. Er erzählt dann, ein Hilferuf aus Amerika sei zu ihm gedrungen, er sei im Geiste nach Amerika geeilt, und er bemerkt, das Erwachen aus solchen Schlafzuständen vollziehe sich bei ihm immer in der gleichen Weise. Auch das Medium des Grafen ist eine Betrügerin. Das Krystall-Schauen ist ein altes Zauberverfahren. Lässt man eine geeignete Person, am besten ein Kind oder ein junges Mädchen, eine Zeit lang in einen Krystall, auf eine glänzende Fläche, oder in ein Glas mit Wasser sehen, so sieht sie darin wie in einer Camera obscura Figuren und allerhand Dinge. Man will dadurch Aufschluss

Das Krystall-Schauen.

über Vergangenes, Zukünftiges, oder in der Ferne Geschehendes erhalten, z. B. soll das Medium sehen, was zur Zeit irgend ein Abwesender thut, und dergleichen mehr. Im Stücke verlangt der Graf ein unschuldiges Mädchen, nimmt dann die Nichte, die es nicht ist, und lässt sie in einem blendenden, glänzenden Krystall, in einer erleuchteten Kugel, die auf einem Dreifusse ruht, die Scenen sehen, die man ihr vorher eingeprägt hat.*) Dadurch allein betheiligt sich der Graf an der Halsband-Intrigue, während im Uebrigen diese und das Thun des Grafen nur dadurch zusammenhängen, dass in beiden Fällen der Dupe derselbe ist.

*) Das Krystall-Schauen wird auch im Faust erwähnt.

Faust.

IV. Faust.

Im Faust hat uns nur die Verwirrtheit Gretchens zu beschäftigen. Ihr Vorbild ist bekanntlich die Geisteskrankheit der Ophelia. Die Erkrankung ist bei Gretchen besser motivirt als bei Ophelia, da bei jener nicht nur Erschütterungen des Gemüthes vorausgegangen sind, sondern auch Schwangerschaft und Wochenbett. Doch darf man wohl kaum annehmen, dass Goethe an einen solchen Zusammenhang gedacht habe, wenn man auch den Geisteszustand der Kindesmörderinnen, die Zustände von Verwirrtheit bei manchen von ihnen zu Goethes Zeit wiederholt besprochen hat. Goethe häuft auf Gretchen soviel Kummer, dass nach allgemeiner Auffassung ihre Geistesverwirrung überreichlich motivirt ist: Angst und Gewissensbisse wegen ausserehelicher Schwangerschaft, Missachtung der Umgebung, besonders die Schmähungen des Bruders, Tod der Mutter durch eigene Schuld, Tod des Bruders durch den Geliebten und somit indirect durch eigene Schuld, Flucht des Geliebten, Mord des eigenen Kindes, Gefangenschaft und Todesfurcht. Hans Lähr hat die

Gretchens Verwirrtheit.

Umstände, die Goethe von Shakespeare entlehnte, und das, was er selbst hinzuthat, sehr gut erörtert. Er sagt: „Goethe hat eben das Bild der Verwirrtheit, das er von seinem grossen Vorgänger übernahm, nicht in seinen zufälligen Einzelheiten nachgeahmt, sondern die Grundzüge übernommen und mit eigenem ausgefüllt. Er hat sich in das Wesen der Krankheit, wie es sich ihm in Ophelien darbot, hineingefunden und hineingedacht und konnte deshalb der Form, die er sich zu eigen gemacht, ohne ängstliche Anlehnung einen neuen Inhalt geben.“

Ich möchte nur noch auf die folgenden Verse besonders aufmerksam machen.

„Sag niemand dass du schon bei Gretchen warst,
Weh meinem Kranze!
Es ist eben geschehn!
Wir werden uns wiedersehn!
Aber nicht beim Tanze.“

Diese Verse könnten sehr wohl aus einem Irrenhause stammen. Die an Verwirrtheit Leidenden haben oft die Neigung, in Reimen zu sprechen, und zwar ruft bei ihrem traumhaften Zustande ein Schlusswort zunächst ein Reimwort hervor, und je nach der Art des ihnen einfallenden Reimwortes formen sie die zweite Zeile. „Weh meinem Kranze“ ist durch sachliche Association gegeben, dagegen das „aber nicht beim Tanze“ ist ersichtlich nur wegen des Reimes, durch äussere Association hinzugefügt. Auch hier hat Goethe sicher nicht die Absicht gehabt, bestimmte Irre

Faust.

nachzuahmen, sondern man könnte zunächst sagen, die Verse haben sich ihm gebildet, weil er sich in den Zustand traumhafter Verwirrtheit hineindachte.

Im ursprünglichen Faust lautet die Stelle:

„Sags niemand dass du die Nacht vorher, bey Gretchen warst. — Mein Kränzgen! — Wir sehen uns wieder! — Hörst du die Bürger schlürpfen nur über die Gassen!“ U. s. w.

Die Versbildung stammt aus dem Jahre 1798. Wunderlicherweise geben gerade die eigentlich nicht glücklichen Flickverse „es ist eben geschehn“ und „aber nicht beim Tanze“ der Stelle ihr sozusagen naturwahres Aussehen, d. h. sie machen sie den gereimten Aussagen mancher Irren ähnlich, eine glückliche Wirkung, die kaum überlegt ist.

V. Iphigenie.

Goethe hat sich selbst mit Orest verglichen. Am 17. 8. 1795 schreibt er an die Karsch, „die unsichtbare Geißel der Eumeniden“ werde ihn vielleicht wieder in die Ferne treiben. Hier hat die Sache nicht viel zu bedeuten. Die Karsch war ihm fremd, zu Bekenntnissen also war keine Veranlassung. Er war eben aus der Schweiz zurückgekommen, fühlte sich von dem gespannten Verhältnisse zu Lili belästigt und meinte, er werde wohl bald wieder verreisen. Indessen sieht man doch, dass ihm der Vergleich unwillkürlich in die Feder kam. Der Punkt der Vergleichung ist wahrscheinlich das „schuldlos-schuldig“. Orest ist nicht eigentlich schuldig, denn er hat seine Pflicht gethan, und er wird doch gequält. Goethe hat Friederiken sitzen lassen und geht dem Bruche mit Lili entgegen, das drückt ihn, er fühlt sich aber schuldlos, weil er sich keiner bösen Absicht bewusst ist. Er schädigte Andere, ohne anders zu können, das war seine Noth. Aber „Gewissensbisse, Reue, Schuldgefühl“ sind wohl

Iphigenie.

ungeeignete Ausdrücke: Goethe fühlt nicht wie ein christlicher Sünder, und Orest auch nicht.

Inwieweit Goethe bei dem Orest seiner Iphigenie an sich gedacht habe, das ist natürlich schwer zu sagen. Die Hauptsache ist denn doch, dass er die Figur aus Euripides übernahm. Orest hat die Mutter erschlagen, weil er dazu genöthigt war. Hinterher treten die natürlichen Folgen einer solchen Greuelthat ein: die innere Qual. Nun ist er verzweifelt und sagt: Ich habe gethan, was ich thun musste, und werde doch so entsetzlich gequält. Das ist der Fluch der Götter. So wird es sich im Grunde Euripides gedacht haben, und so fasst es auch Goethe. Aber während bei dem Griechen die inneren Antriebe und Wirkungen zu befehlenden Göttern und Eumeniden werden, anschaulich und packend wirken, musste Goethe den Vorgang psychologisiren, und dadurch verliert in gewissem Sinne die Sache.*) Ist Goethes Orest krank? Gewiss! Bei Goethe ist Leidenschaft von Krankheit nicht grundsätzlich verschieden: Ein gequälter Mensch wie Orest ist andauernd gemüthskrank, und die Anfälle sind nur Steigerung seines Leidens zu überwältigender Verzweiflung. Die Verzweiflung kann thatsächlich zu Einengung des Bewusstseins, zu hypnotischen Zuständen mit Sinnes-

*) Schiller schreibt am 22. 1. 1802 an Goethe: „Orest selbst ist das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien ist kein Orest, und jetzt da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloss im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenstand. Hier ist eine von den Grenzen des alten und neuen Trauerspiels.“

Die Krankheit des Orest.

täuschungen führen. Wenn also Goethe Orests Anfälle mit Bewusstlosigkeit und Hallucinationen einhergehen lässt, so verlässt er das Gebiet der Leidenschaft nicht; für ihn ist Orests Krankheit nur Leidenschaft und doch wirkliche Krankheit.

Wir dürfen demnach in dem wahnsinnigen Orest nicht das Bild eines wirklichen Geisteskranken suchen. Gewiss lag Goethe nichts ferner, als sich zu fragen, ob die Symptome und der Verlauf bei seinem Orest einer Krankheit im Sinne der Aerzte entsprechen möchten.

Goethe schildert den Orest als dauernd krankhaft verstimmt mit anfallartigen Steigerungen des Uebels. In seinem gewöhnlichen Zustande ist er von seinen Schmerzen niedergedrückt, aber vollkommen besonnen und von ruhiger Haltung. Er sagt von sich, dass ihm eine Götterhand das Herz zusammendrücke, den Sinn betäube, dass er geheimen Schmerz und Tod im Busen trage, er wünscht, dass ein Gott von seiner schweren Stirn den Schwindel nehme. Er ist ruhelos: um der Blutschuld willen treibt die Furie gewaltig ihn umher. Die Eumeniden sind die Immerwachen, d. h. sie lassen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Ueber die Entstehung des Uebels erfahren wir von Orest selbst folgendes:

„Wie gährend stieg aus der Erschlagenen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„„Lasst nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!““

Iphigenie.

Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
 Mit der Begier des Adlers um sich her.
 Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
 Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
 Der Zweifel und die Reue leis' herbei
 Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
 In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
 Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
 Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.

.

Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuss;
 Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.“

Im heiligen Haine, wo die Schwester weilt, fühlt sich Orest erleichtert, er meint, die Furien dürften mit den „ehr'nen frechen Füßen“ des heil'gen Waldes Boden nicht betreten, er glaubt ihr grässliches Gelächter nur aus der Ferne zu hören. Als er jedoch erfährt, dass die Priesterin, die ihn opfern soll, seine Schwester Iphigenie ist, glaubt er den Hohn der Götter zu erkennen, geräth in die heftigste Aufregung, ruft den Geist der Mutter und die Furien an und „sinkt in Ermattung.“ Als er aus seiner Betäubung erwacht und sich aufrichtet, delirirt er, wie etwa ein Hysterischer im Anschlusse an einen Krampfanfall es thun möchte. Er glaubt in der Unterwelt zu sein, seine grimmigen Vorfahren vereint und in friedlichem Verkehre zu erblicken, er bittet in ihren Kreis aufgenommen zu werden. Als Pylades und Iphigenie dazu kommen, redet er sie zunächst im Sinne seines Delirium an, orientirt sich aber rasch, er „rast nicht mehr in der Finsterniss des Wahnsinns,“ wie sich Iphignie ausdrückt, fühlt viel-

Die Heilung des Orest.

mehr sein Herz frei und froh, erkennt, dass er geheilt ist.

„Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehr'nen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und grosser That zu jagen.“

Goethe will in dem von ihm geschilderten Anfalle die eigentliche Krankheit Orests darstellen, denn dieser sagt nachher selbst, in Iphigeniens Armen habe das Uebel mit all seinen Klauen ihn zum letzten Male erfaßt und habe ihm das Mark entsetzlich zusammengeschüttelt. Dann sei es entflohen „wie eine Schlange zu der Höhle.“ Indem Iphigeniens Berührung den heftigen Anfall auslöste, heilte sie den Kranken: „von dir berührt war ich geheilt.“ Pylades meldet: „der Bruder ist geheilt,“ er habe sich ungefährdet ausserhalb des heiligen Haines bewegt, sei heiter und hoffnungsvoll geblieben.

Bei der Vergeistigung, die die Fabel durch Goethe erfahren hat, muss die Art, wie Orest in Goethes Iphigenie geheilt wird, einiges Bedenken erregen. Man versteht nicht recht, wie die Heilung zu Stande kommt. Dass die Berührung Iphigeniens durch einen einfachen Zauber heilt, wie früher die französischen Könige Kranke durch einfache Berührung heilten, das kann man nicht annehmen. Goethe sagt: „alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit“. Das mag zur

Iphigenie.

Noth gehen, und gewiss soll Iphigenie eine Vertreterin reiner Menschlichkeit sein, aber magisch kann diese auch nicht heilen. Die Einwirkung muss doch motivirt sein. Die Freude über die wiedergefundene Schwester kann das Motiv nicht sein, denn Orest freut sich gar nicht. Erst hält er Iphigenien für eine Betrügerin, dann fasst ihn das Entsetzen über den Gedanken, dass die Schwester als Priesterin den Bruder tödten werde. Aus dem Entsetzen geräth er in die Bewusstlosigkeit, aus dieser erwacht er geheilt. Wenigstens drücken die ersten Worte schon, die er mit freiem Bewusstsein spricht, das Wissen der Heilung aus. Man müsste also annehmen, dass ihn während der Worte des Pylades, Schwester und Freund seien leibhaftig da, die Freude ergreife und heile. Aber diese Auffassung lässt sich mit dem Worte, die Berührung Iphigeniens habe Orest geheilt, nicht vereinigen. Eigentlich sollte man meinen, erst dann, wenn Orest den ganzen Zusammenhang durchschaut, wenn er einsieht, dass doch gütige Götter ihn leiten und einen glücklichen Abschluss vorbereiten, erst dann sollte die Erkenntniss der göttlichen Gnade ihn von der Angst befreien.

Es fragt sich also, wie Goethe dazu gekommen ist, die etwas gewagte Heilung des Orest zu schildern. Bekanntlich existirt darüber schon eine ganze Literatur. Meine Bemerkungen haben zu ihrer Vermehrung beigetragen. K. Heinemann hat seine Auffassung im Goethe-Jahrbuche (XX.) dargelegt, und ich habe darauf in meiner „Stachyologie“*) erwidert. Auf diesen Auf-

*) Ueber die Heilung des Orest. Stachyologie. p. 97. 1901

Der Streit über die Heilung.

satz muss ich verweisen. Neuerdings hat H. Lähr ein ganzes Buch über die Frage geschrieben.*) Mir kommt die Heilung bei Lähr recht künstlich vor; zur Noth mag man ja auf diesen gewundenen Gedankengängen einen psychologischen Zusammenhang erzwingen, aber der Psychologie Goethes ist diese Künstlichkeit fremd, und das ist mir die Hauptsache. Mündlich hat mir der College Lähr auch zugegeben, dass sich Goethe die Sache wohl nicht so schwer gemacht habe. Es ist richtig, dass Goethe in der Iphigenie von den Gedanken Herders über Humanität geleitet ist und dass er ungefähr auf das hinaus wollte, was Lähr sagt. Doch muss ich festhalten, dass er über den psychologischen Hergang nicht recht ins Klare gekommen sei, und dass die griechischen Gedanken und die etwas überspannten Vorstellungen von der Humanität wider einander laufen. Schliesslich fand Goethe selbst, die Iphigenie wäre „verteufelt human“. Zur Zeit der Abfassung kam aber noch etwas hinzu. Goethe war damals in dem unnatürlichen Verhältnisse zur Stein selbst etwas überspannt, und er suchte in die unfruchtbare Verbindung allerlei Geheimnissvolles hineinzudeuten. Weil er bei der Iphigenie an die Stein dachte, musste er bei dem Orest wieder an sich, den brüderlichen Liebhaber denken, und die Einwirkungen Iphigeniens auf den Bruder vermengten sich ihm mit den eigenen Erfahrungen. Dass das dem Stücke

*) Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie. Berlin, G. Reimer 1902. gr. 8°. 86 Seiten.

Iphigenie.

nicht zum Vortheile war, das scheint mir auf der Hand zu liegen.

Lähr macht auch darauf aufmerksam, dass dem Orest seine Unterwelt-Visionen zur Beruhigung gereichen, wie Goethen seine Phantasie-Vision bei Sesenheim wohlthat. Sollte mich wundern, wenn Goethe daran gedacht hätte.

Einige Worte verdienen noch die Stellen, in denen vom erblichen Fluche der Tantaliden gesprochen wird. Im antiken Sinne, sowohl bei den Griechen wie bei den Hebräern, hat der göttliche Fluch mit Vererbung in unserem Sinne gar nichts zu thun. Der Gott verflucht einen Menschen und sein Geschlecht. Der Sohn des Verfluchten erbt seinen Fluch, wie er sein Geld erbt; es ist ein reines Rechtsverhältniss, ein Act despotischer Justiz. Bei dieser Auffassung ist es durchaus zulässig, dass bei diesem oder jenem Nachkommen oder an einer bestimmten Stelle der Geschlechterfolge der Fluch aufgehoben wird. Die göttliche Willkür hat den Fluch auf das Geschlecht gelegt, passt es ihr, so lässt sie Gnade walten und zieht den Fluch zurück. Ein Reiner inmitten einer verworfenen Familie hat also für die antike Auffassung nichts Auffälliges.

Goethe übernimmt die alte Fabel, modernisirt sie aber, indem er sie im Sinne der biologischen Vererbung auslegt. Es heisst:

„Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer;

Die Tantaliden als „Verbrecherfamilie“.

Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.“

Das ist ganz im Sinne moderner Naturforscher gesprochen: Die vortheilhaften wie die nachtheiligen Eigenschaften werden durch Vererbung gesteigert. Auf der ungünstigen Seite lehrt Goethe wie Morel la dégénérescence progressive. Vom Geschlechte des Tantalus wird gesagt:

„Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mässigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.“

Es handelt sich also um eine „Verbrecher-Familie“. Der gewalthätige Charakter, der Mangel an Gerechtigkeit und Liebe vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Auch Agamemnon ist ein rauher und gewalthätiger Mann. Zu der modernen Auffassung passen aber die alten Thatsachen nicht. Im antiken Sinne wird Klytämnestra, sobald sie in die Familie eintritt, Miterbin des Fluches, es ist daher begreiflich, dass sie wie ihre Verwandten Ehebruch und Mord auf sich lädt. Im modernen Sinne aber ist dies nicht begreiflich. Noch weniger wird die Erscheinung der Iphigenie verständlich. Goethe fühlte dies, denn er lässt den Thoas sagen: „Sage nun durch welch ein Wunder von

Iphigenie.

diesem wilden Stamme du entsprangst.“ Die sittliche Hoheit Iphigeniens widerspricht ja gerade der Lehre, dass eine Reihe Böser das Entsetzen der Welt hervorbringe, sie wächst, um mich grob auszudrücken, wie die Blume aus Moder. Goethe giebt gar keine Erklärung für das „Wunder“; er wandte sich wohl ab, weil er nicht gern denken mochte, dass Antikes und Modernes nicht zusammenpassen.

In „Tasso“ ist der Held geisteskrank.

VI. Tasso.

In „Tasso“ ist der Held geisteskrank. Ein Schauspiel mit einem irren Helden ist eigentlich eine ästhetische Unmöglichkeit, denn ein Unzurechnungsfähiger kann nicht nur nicht bestraft werden, sondern auch nicht tragisch wirken, da ihm die erste Voraussetzung, die normale Motivation fehlt. Wie war es möglich, dass Goethe sich einem solchen Vorwurfe aussetzte? Wie besonders Kuno Fischer auseinander gesetzt hat, kannte Goethe, als er den Plan des Schauspiels entwarf, Kopp's Uebersetzung des befreiten Jerusalem, insbesondere dessen Vorrede, und Manso's Vita di Torquato Tasso. Das 1785 erschienene Werk des Abate Serassi lernte er erst auf der italienischen Reise kennen, er studirte es in Rom. Bekanntlich arbeitete Goethe das schon vor der Reise Niedergeschriebene ganz um, und erst 1790 erschien Tasso in seiner jetzigen Form. Goethes Tasso ist nun insofern eine wunderliche Gestalt, als er thatsächlich die Symptome der Paranoia zeigt, aber doch nicht als Geisteskranker gilt. Mir scheint, dass man die Sache folgendermaassen

Tasso.

auffassen müsse. Als Goethe den Tasso entwarf, dachte er sich seinen Helden als einen höchst leidenschaftlichen, reizbaren, phantastischen, seinen Stimmungen unterworfenen Menschen. Goethe sagte zu Eckermann: „Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso.“ Nach der italienischen Reise bestimmten die historischen Forschungen seinen „Wirklichkeit-Sinn“, im Bilde Tassos auch die ausgesprochen krankhaften Symptome des historischen Tasso zu zeichnen. Aus Serassi habe er, sagt Schröer, Einzelheiten entnommen, in denen Tassos hypochondrische Grillen in der Dichtung gezeichnet sind. Das ist aber viel zu mild ausgedrückt. Es handelt sich eben nicht um hypochondrische Grillen, sondern um ausgebildeten Verfolgungswahn, und es ist unverkennbar, dass das Aesthetische durch das Historische geschädigt worden ist, wenn es auch nicht Jeder bemerken mag.

Der historische Tasso scheint von seiner Mutter die Anlage zur Geisteskrankheit geerbt zu haben. Er war 1544 geboren und hatte von Jugend an ein unruhiges und bedrängtes Leben, da sein Vater wegen der Inquisition fliehen musste und ihn mit sich führte. Seine Geisteskrankheit scheint um das 30. Lebensjahr begonnen zu haben. Er hatte ohne jeden Grund Furcht vor der Inquisition, war immer in Angst und ohne Ruhe. Dann traten Sinnestäuschungen auf, Tasso hörte Geräusche, als ob in seinem Ohre ein Uhrwerk wäre, dann Stimmen verschiedener Art, er glaubte in

Des wirklichen Tasso Paranoia.

seinem Zimmer Katzen und Gespenster, Dämonen und Heilige zu finden. Auch zeigte sich bei ihm die bemerkenswerthe Erscheinung der einander widersprechenden Hallucinationen; bald glaubte er sich von einem Teufelskobold geplagt, der ihm auflauerte und ihm die Sachen aus den Händen nahm, bald erschien ein guter Geist in leuchtender Jünglings-Gestalt, der tiefsinnige Gespräche führte. In Antonio Montecatino sah Tasso seinen Feind und Verderber, das Haupt seiner Verfolger. In einer Denkschrift an den Herzog von Urbino hat er 1578 seine Verfolgungen geschildert, diese Schilderung wollte er abschriftlich verbreiten lassen. Tasso war entschieden gemeingefährlich. Im Jahre 1577 glaubte er in einem Diener einen Spion der Inquisition zu erblicken und fiel ihn mit einem Dolche an. Damals bestrafte ihn der Herzog von Ferrara nur mit einigen Wochen Stubenarrest. Im Jahre 1579 aber sah sich der Herzog veranlasst, Tasso in das Annenhospital bringen zu lassen, und dort hielt er ihn dann 7 Jahre lang fest. Nach seiner Entlassung zog Tasso ruhelos in Italien umher, hielt sich meist in Klöstern auf, erduldet Noth und Armuth, starb 1595 zu Rom.

Goethes Schilderung nun ist so gerathen, dass man sagen könnte, hier wird mit grosser Feinheit und mit Sachkenntniss ein Kranker, der an beginnender Paranoia leidet, beschrieben. Ein von vornherein wunderlicher Mensch zeigt sich mehr und mehr mit der Welt zerfallen; zwar weiss er sich noch für gewöhnlich zu beherrschen, in Zuständen der Erregung aber wirft er den Schleier ab und entblösst sozusagen den im

Tasso.

Geheimen herangewachsenen Verfolgungswahn. Tasso wird von Goethe geschildert als ein Mann, der ganz in seinen Phantasieen lebe, die Einsamkeit liebe. Er meide die Menschen, und es sei zu fürchten, „dass sein Argwohn sich nicht zuletzt in Furcht und Hass verwandle“. „Begegnet ja, dass sich ein Brief verirrt dass ein Bedienter aus seinem Dienst in einen andern geht, dass ein Papier aus seinen Händen kommt, gleich sieht er Absicht, sieht Verrätherei und Tücke, die sein Schicksal untergräbt.“ Er sei auch gegen den Fürsten misstrauisch, obwohl ihn dieser mit grosser Nachsicht und Geduld behandle, z. B. eine Untersuchung angeordnet habe, als Tasso glaubte, man habe sein Zimmer erbrochen. Sei er in Leidenschaft, so schmähe er auf Alle, auch den Fürsten und die Prinzessin. Weiter sei er in mancher Hinsicht wunderlich. Er putze sich gerne, trage feine Stoffe, Stickereien, könne aber nicht für sich sorgen, verliere, was er habe; komme er von einer Reise zurück, so fehle ihm ein Dritttheil der Sachen. Antonio sagt:

Und lässt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
 Von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
 Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
 Gewürze, süsse Sachen, stark Getränke,
 Eins um das andre schlingt er hastig ein,
 Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
 Sein feurig Blut, sein allzuheftig Wesen,
 Und schilt auf die Natur und das Geschick.
 Wie bitter und wie thöricht hab ich ihn
 Nicht oft mit seinem Arzte rechten sehn!
 „„Ich fühle dieses Uebel““ sagt er bänglich,
 Und voll Verdruss. „„Was rühmt ihr eure Kunst?

Des Goethischen Tasso Paranoia.

Schafft mir Genesung!““ Gut, versetzt der Arzt,
 So meidet dies und das. — „„Das kann ich nicht.““
 So nehmet diesen Trank. — „„O nein, der schmeckt
 Abscheulich, er empört mir die Natur. —““
 So trinkt denn Wasser. — „„Wasser? Nimmermehr!
 Ich bin so wasserscheu als ein Gebissener. —““
 So ist euch nicht zu helfen. — „„Und warum?““
 Das Uebel wird sich stets mit Uebeln häufen,
 Und wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
 Und mehr mit jedem Tag euch quälen. — „„Schön!
 Wofür seyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel;
 Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
 Auch schmackhaft machen, dass ich nicht noch erst,
 Der Leiden los zu seyn, recht leiden müsse.““

„Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
 Umgeben. Sein Talent kann niemand sehn,
 Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
 Der ihn nicht hasst und bitter ihn verfolgt.
 So hat er oft mit Klagen dich belästigt:
 Erbroch'ne Schlösser, aufgefang'ne Briefe,
 Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm schwebt!“

Tasso selbst trägt in den ersten Aufzügen keine eigentlich krankhaften Züge. Im Streite mit Antonio zeigt er sich heftig, aber sein Zorn ist durchaus berechtigt. Erst als er sich vom Fürsten ungerecht behandelt glaubt, hat seine Verzweiflung eine pathologische Färbung. Weil er im Palaste den Degen gezogen, bekommt er Zimmer-Arrest. Nun nennt er seine Stube einen Kerker und sagt:

„Das hässliche zweideutige Geflügel,
 Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
 Es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt.
 Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
 Dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaust,
 Dem Abgrund zu entgehen, der vor mir liegt?“

Tasso.

Das Geflügel sind offenbar die Wahnvorstellungen.

„Ich soll erkennen, dass mich niemand hasst,
Dass niemand mich verfolgt, dass alle List
Und alles feindliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt.“

Er beschliesst, „sich zu verstellen“, d. h. er dissimulirt, wie es thatsächlich die Paranoia-Kranken thun.

Als später der Prinzessin gegenüber seine Stimmung umgeschlagen hat, er die Fürstin im Ueberchwange geküsst hat, dann zurückgewiesen und gewissermaassen verbannt wird, da bricht er von neuem aus und enthüllt nun ganz sein pathologisches Wesen. Der Fürst ist ein Tyrann, Antonio sein Marterknecht, jenes Güte war Verstellung, und alles ist böse Absicht.

„So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
Das mir noch blieb, vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh ich wohl, warum ich feiern soll.
Es ist Verschwörung, und du bist das Haupt [Antonio].
Damit mein Lied nur nicht vollkommen werde,
Dass nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Dass meine Neider tausend Schwächen finden,
Dass man am Ende meiner ganz vergesse,
Drum soll ich mich zum Müssiggang gewöhnen,
Drum soll ich mich und meine Sinne schonen;
O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!

Wie Goethe zu seiner Darstellung kam.

Abscheulich dacht ich die Verschwörung mir,
 Die unsichtbar und rastlos mich umspann;
 Allein abscheulicher ist es geworden. —
 Und du Sirene [die Prinzessin]! die du mich so zart,
 So himmlisch angelockt, ich sehe dich auf einmal . . .
 Wie lang verdeckte mir dein heilig Bild
 Die Buhlerin [die Gräfin], die kleine Künste treibt . . .
 Euch alle kenn ich! Sey mir das genug!“

Trotz dieses Ausbruches beruhigt sich Tasso nach einigen Minuten, besinnt sich darauf, dass ihm sein poetisches Talent geblieben sei, und klammert sich an den geschmähten Antonio an. Ereignete sich die Scene wirklich, so würde der Sachverständige an das Rohr im Winde nicht glauben, sondern mit Recht erneute Dissimulation vermuthen.

Dadurch, dass Goethe mit dem dem Serassi entnommenen Satze: „es ist Verschwörung und du bist das Haupt“ den Tasso als Paranoia-Kranken charakterisirt, beging er zweifellos einen Fehler. Jedoch darf man von Goethe nicht die Kenntnisse eines Irrenarztes verlangen. Er konnte nicht wissen, dass einer, der einmal so spricht, wie er den Tasso sprechen lässt, ein unheilbar Verrückter ist. Ihm konnte der Ausbruch des Verfolgungswahnes als eine „hypochondrische Grille“ erscheinen, die vorübergeht und trotz der Tasso ein zwar erregter, aber in der Hauptsache gesunder Mensch bleibt. Er wollte Tasso nicht als einen Unzurechnungsfähigen darstellen und er täuschte sich über die Bedeutung der von ihm verwertheten historischen Notizen. Ja, nicht nur vom Standpunkte des Laien aus, sondern auch von dem der Aerzte seiner

Tasso.

Zeit aus muss man Goethe entschuldigen. Wahrscheinlich würde manches Medicinal-Collegium, dem man die Acten des Goethischen Tasso vorgelegt hätte, im Jahre 1790 den Inculpaten für zurechnungsfähig gehalten haben. Auch ist mir nicht bekannt, dass Jemand Goethe auf die Bedenklichkeit der Verfolgungsvorstellungen aufmerksam gemacht hätte. Heinroth freilich (im Jahre 1820) zählt Goethes Tasso zu den „Wahnsinnigen“ (irrhümlicherweise, nämlich im Sinne seines Systems), aber er macht keine weiteren Bemerkungen. Gerade die Form der Geisteskrankheit, an der Tasso litt, ist recht spät richtig beurtheilt worden. Freilich bei der Schilderung Serassis konnte gegenüber der Fülle der Hallucinationen u. s. w. wohl zu keiner Zeit ein Zweifel über die Geistesstörung bestehen, aber in den Fällen, in denen wie bei Goethes Tasso nur Verfolgungsvorstellungen geäußert werden, nahm man früher oft die Sache leicht. Dass Rousseau, an den Goethes Tasso erinnert, geisteskrank war, wussten die Einsichtigeren seiner Zeitgenossen, aber man verkannte später die Schwere der Erkrankung, stellte sich etwa vor, es habe sich um einige „fixe Ideen“ gehandelt, die wie Unkraut auf einem sonst gesunden Beete aufwüchsen. Aehnlich mag es Goethe mit Tasso ergangen sein; es konnte seinem Scharfblicke nicht entgehen, dass sein Tasso eine „pathologische“ Figur war, aber er hielt dafür, man bewege sich da auf einem Grenzgebiete, auf dem ebenso wie im Reiche der Leidenschaften die normale Psychologie herrsche, und das der poetischen Verwerthung zugänglich sei.

Der Sinn der Katastrophe bei Goethe.

Dass, wie Schöll will, Goethe den ausbrechenden Wahnsinn Tassos als Katastrophe betrachtet habe, kann ich durchaus nicht glauben. Es hiesse das, Tasso sei durch Aufregungen, die im Stücke geschildert werden, verrückt geworden und gebe ebendadurch dem Stücke einen tragischen Abschluss. Mir scheint das ganz und gar nicht dem Sinne Goethes zu entsprechen und durch die Schluss-Szene direct widerlegt zu werden. Damit wird auch Schölls ästhetisches Bedenken erledigt: „Die lebendige Schönheitsentfaltung schlägt in diesen hässlichen, die empfindlichste Sympathie in diesen antipathischen Zustand nieder, und der Aether der Poesie breitet sich um uns als die drückende Luft der Krankenkammer, welche die Welt für Tasso bleibt.“ Ich sollte meinen, mit solchen Worten widerlegte Schöll seine eigene Auffassung.

Dass die Paranoia nicht „ausbrechen“, sondern höchstens plötzlich offenbar werden kann, will ich nicht besonders betonen, denn diesen Unterschied hätte Goethe kaum machen können. Dagegen ist noch das gegen Schöll einzuwenden, dass nach Goethes Auffassung die „Katastrophe“ in der Zerstörung des Verhältnisses zwischen Tasso und dem fürstlichen Hause bestehen dürfte. Durch seine Aufregungen richtet Tasso das angenehmste Verhältniss zu Grunde, nimmt sich den Boden, auf dem er zur schönsten Entwicklung gediehen war, macht sich freund- und heimathlos. Das ist doch für ein „Schauspiel“ Katastrophe genug. Was sich Goethe bei der Schlusscene gedacht hat, das weiss niemand. Ich glaube, dass er

Tasso.

selbst den Leser im Ungewissen lassen wollte. Er kannte den elenden Verlauf des wirklichen Lebens Tassos, er konnte deshalb und auch aus anderen Gründen dem unglücklichen Dichter nicht eine glänzende Zukunft in Aussicht stellen. Andererseits war es seiner concilianten Natur zuwider, mit einem Ausblicke auf endlosen Jammer zu schliessen. Er wählte daher die vorliegende Form, bei der Jeder denken kann, was er will. Das aber erscheint als höchst wahrscheinlich, dass Goethe auch am Schlusse den Tasso nicht als einen ausgesprochen Geisteskranken darstellen wollte.

Der Harfenspieler.

VII. Wilhelm Meister.

I. Der Harfenspieler.

Der Umstand, dass Goethe den Wilhelm Meister immer und immer wieder liegen liess, an ihm zu ganz verschiedenen Zeiten arbeitete,*) hat offenbar auch die Figur des Harfenspielers zu Schaden kommen lassen. Man kann nicht annehmen, dass alles, was von ihm erzählt wird, einem Entwurfe entstamme. Zuerst hat Goethe wahrscheinlich Mignon und den Harfner als Contrastfiguren hingestellt und sich an diesem Bilde erfreut. Demnächst mag im Laufe der Erzählung die Geisteskrankheit des Harfners entstanden sein. Viel später muss Goethe in dem Bedürfnisse, alles zu ver-

*) „Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menschen selbst gestanden, dass er nicht mehr fähig wäre, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern, als er es im Wilhelm gethan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtnisses, mit welcher er den „Meister“ vor funfzehn Jahren entworfen habe, sei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.“ (Biedermann's „Gespräche“ I. p. 168. Aus D. Veit's Brief vom 8. Febr. 1795.)

Wilhelm Meister.

knüpfen und abzuschliessen, die arg romanhafte Erzählung der Markese hinzugefügt haben (gegen die auch Knebel in einem Briefe vom 1. 9. 1796 gerechte Bedenken äussert), ohne zu bemerken, dass das Alte nicht recht zu dem Neuen stimmte. Bekanntlich sind die Lehrjahre unter Schillers Einwirken etwas rasch abgeschlossen worden. Dadurch erklärt sich wohl das weniger glücklich Gerathene.

Im Anfange wird der Harfner als ein ganz alter Mann geschildert. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt, er hatte weisse Augenbrauen, grosse blaue, sanfte Augen, eine wohlgebildete Nase, einen langen weissen Bart, einen schlanken Körper. Gewöhnlich wird er „der Alte“ genannt. Er singt viele deutsche Lieder, spricht ungern, aber alles, was er sagt, ist verständig. In einer langen Unterredung, die Wilhelm mit ihm hat, antwortet der Alte anmuthig auf alles und mit der reinsten Uebereinstimmung durch Anklänge, wobei alle verwandten Empfindungen rege werden. Später wird er ausgesandt, um die Amazone zu suchen, und benimmt sich dabei sehr vernünftig. Dass hinter ihm etwas Sonderbares steckt, erfährt man anfänglich nur daraus, dass er im Stillen weint und singt. Später wird das Pathologische deutlicher: Der Alte erklärt, er wolle fort, er müsse unstet und flüchtig sein, er bringe seiner Umgebung Unglück, er deutet auf ein schaudervolles Geheimniss hin, auf die Rache, die ihn verfolgt. Bei diesen Erklärungen weint er, und in seinen Augen glüht ein sonderbares Feuer. Mit Mignon hält er gute Freundschaft, aber der Knabe

Die Geisteskrankheit des Harfners.

Felix regt ihn auf, und es scheint, dass sein Zustand durch dessen Gegenwart verschlimmert wird. Endlich in der Nacht nach der Aufführung des Hamlet bricht im Hause Feuer aus, und der Harfner, der wahrscheinlich das Feuer gelegt hat, wird „rasend“, will den Felix umbringen. Nämlich als er im Hofe mit Felix allein ist, zündet er das vorhandene Stroh an, legt dem Knaben die Hände aufs Haupt und zieht ein Messer, als ob er das Kind opfern wollte. Er wird gestört, flieht, kehrt dann zurück und singt ein Lied. Das Lied enthielt den Trost eines Unglücklichen, „der sich dem Wahnsinne ganz nahe fühlt“. Wilhelm sperrt den Alten in das Gartenhaus und führt „ein wunderbares Gespräch“ mit ihm. Offenbar tritt nach der Aufregung in der Brandnacht Beruhigung ein, aber der frühere Zustand wird nicht wieder erreicht, denn es heisst, dass der unglückliche Alte deutliche Spuren des Wahnsinns zeige. Er wird zu einem Landgeistlichen gebracht, bekommt einen Stundenplan, unterrichtet Kinder im Harfenspiele, arbeitet im Garten und gelangt allmählich zu Ruhe und Heiterkeit.

Später trifft der anscheinend geheilte Harfner auf dem Schlosse des Oheims ein. Kutte und Bart fehlen, an seinem bedeutenden Gesicht erscheinen die Züge des Alters nicht mehr. Gestalt und Wesen sind bedeutend, ernsthaft, auffallend. Der Wahn, von dem der Mann geheilt ist, bestand angeblich in der Hauptsache darin, dass er überallhin Unglück zu bringen fürchtete und glaubte, der Tod stehe ihm durch einen unschuldigen Knaben bevor. Die Genesung sei dadurch geglückt,

Wilhelm Meister.

dass er sich eine Flasche mit Opium aneignete, als ein jederzeit bereites Mittel zur Befreiung. „Das Gefühl, dass es wünschenswerth sei, die Leiden dieser Erde durch den Tod geendigt zu sehen, brachte mich zuerst auf den Weg der Genesung.“ Er könne die Schmerzen (welche, erfährt man nicht) nur ertragen, wenn er den Talisman habe. Unglücklicherweise fallen die Aufzeichnungen des Markese, die seine Jugendgeschichte enthalten, in die Hand des Genesenen. Er beschliesst nun, das Opium zu nehmen, und macht es zurecht, indem er es in ein Glas giesst und eine Flasche Mandelmilch daneben setzt. Vorher aber geht er in den Garten, um sich die Welt noch einmal anzusehen. Unterdessen kommt der Knabe Felix in sein Zimmer und trinkt aus der Flasche mit Mandelmilch. Der Harfner kommt dazu, glaubt, Felix habe vom Opium getrunken, verzweifelt und schneidet sich den Hals ab. Er wird gefunden, der Schnitt hat nur die Luftröhre durchtrennt, man legt einen Verband an. In der Nacht aber reisst der Kranke den Verband ab und stirbt durch Verblutung.

Die Vorgeschichte des Harfners ist folgende. Der Markese X., ein begabter, tüchtiger, aber bis zur Schrullenhaftigkeit eigensinniger Mann, hatte 4 Kinder. Die beiden älteren Söhne waren in der Hauptsache gesund, der 3. Sohn, Augustin war von Anfang an zart und schwärmerisch, er kam deshalb in ein Kloster, schwankte da zwischen Ekstase und „Ohnmacht und leerem Elend“ durch Genuss heiliger Schwärmerei, kehrte schliesslich in jammervollem Zustande nach Hause zurück. Nun

Die Geschichte Augustins.

war aber noch eine spätgeborene Tochter vorhanden, deren sich der Vater geschämt hatte, und die deshalb in der Stille aufgezogen worden war. Diese Sperata lernt der im Elternhause genesende Augustin kennen; die jungen Leute lieben einander und zeugen ein Kind, das später als Mignon erscheint. Nach Entdeckung des Incestes will sich Augustin nicht von Sperata trennen, bezweifelt bald die Thatsache, beruft sich bald auf die Natur gegen die Sitte. Allmählich aber gewinnen die Umgebung und die anerzogenen Vorstellungen die Uebermacht; Augustin verzweifelt, flieht, wird ergriffen und in das Kloster zurückgeführt. „Nach vielen schrecklichen und sonderbaren Epochen“ geräth er in einen seltsamen Zustand der Ruhe des Geistes und der Unruhe des Körpers. Nur beim Singen und Harfenspielen sitzt er still. Er ist lenksam, und man kann ihn zu allem bewegen, wenn man mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode droht. Zu jeder Stunde der Nacht sieht er beim Erwachen einen schönen Knaben unten an seinem Bette, der ihm mit einem blanken Messer droht. Auch nach Wechsel des Zimmers erscheint der Knabe wieder, zuletzt steht er sogar an anderen Stellen des Klosters im Hinterhalte. Augustin wird immer ruheloser, endlich, als die Nachricht vom Tode Speratens und von Wundern an ihrer Leiche in das Kloster dringt, entflieht er mit grosser Schlaueit, besucht die Leiche und wandert dann in die Ferne.

Wie schon im Eingange bemerkt wurde, das Bild des alten Harfners und die Geschichte Augustins wollen

Wilhelm Meister.

nicht recht zusammenstimmen. Jener ist offenbar als Deutscher gedacht (blaue Augen), dieser ist ein Italiener. Wenn auch in der Geschichte des Markese keine Altersangaben gemacht werden, so muss man doch annehmen, dass Augustins Liebesgeschichte in seiner Jugend spiele. Mignon wird, als sie zu Wilhelm Meister kommt, auf 12—13 Jahre geschätzt. Also auch dann, wenn man dem Liebhaber Augustin ein Alter von 30 Jahren geben wollte, würde der Harfner bei seinem Auftreten doch erst 43 oder 44 Jahre alt sein. Von seinem älteren Bruder, dem Marchese Cipriani wird ausdrücklich gesagt, er sei „ein Mann noch nicht hoch in Jahren.“ Goethe muss das Missverhältniss bemerkt haben, da er die wunderliche Bemerkung hinzugefügt hat, man habe bei der Rückkehr des Augustin von dem Geistlichen die Züge des Alters nicht mehr bemerkt. Als ob der Geistliche eine Jungfern-Mühle gehabt hätte! Auch die Unterdrückung aller Altersangaben im Berichte des Markese ist auffallend. Ich weiss nicht, ob man auf diese Dinge schon geachtet hat.

In psychiatrischer Hinsicht ist die Gestalt des Harfners nicht gelungen. Goethe hat bei ihr offenbar kein Vorbild gehabt. Das Ganze ist eine Bildung der Phantasie, die die im Publikum geläufigen Vorstellungen vom Wahnsinne verwerthet. Jedoch zeigt sich Goethes Scharfsinn darin, dass er den Harfner als einen von vornherein krankhaften Menschen schildert, als einen Entarteten und das Glied einer entarteten Familie. Ich erinnere an Goethes Betonung der Vererbung in der

Die Melancholie des Harfners.

Iphigenie. Sodann findet sich in der Schilderung des geisteskranken Harfenspielers eine noch nicht erwähnte Stelle, die mir besonderer Betrachtung werth zu sein scheint. Wie gesagt, wird der kranke Harfner zu einem Landgeistlichen gebracht, der sich mit der Behandlung Geisteskranker befasst. Dieser, der sich sehr verständig über die Therapie ausspricht, zieht für das Physische „einen denkenden Arzt“ zu Rathe. In unserem Falle ist es ein kleiner ältlicher Arzt, und er erzählt dem Wilhelm Meister: „Nie hab' ich ein Gemüth in einer so sonderbaren Lage gesehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was ausser ihm war, den mindesten Antheil genommen, ja fast auf nichts gemerkt; bloss in sich gekehrt, betrachtete er sein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermesslicher Abgrund erschien. Wie rührend war es, wenn er von diesem traurigen Zustande sprach! Ich sehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Gespenst sich rückwärts sehen lässt. Doch da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück; kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus. Manchmal ruf' ich in der Noth dieser Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieses seltsame unbegreifliche Wort ist hell und klar gegen die Finsterniss meines Zustandes. Kein Strahl einer Gottheit erscheint mir in dieser Nacht; ich weine meine Thränen alle mir selbst und um mich selbst.

Wilhelm Meister.

Nichts ist grausamer als Freundschaft und Liebe; denn sie allein locken mir den Wunsch ab, dass die Erscheinungen, die mich umgeben, wirklich sein möchten. Aber auch diese beiden Gespenster sind nur aus dem Abgrunde gestiegen, um mich zu ängstigen und um mir zuletzt auch das theure Bewusstsein dieses ungeheuren Daseins zu rauben.

Wenn sich ihm etwas aufdrängt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu gestehen, eine Zeit sei vergangen, so scheint er wie erstaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erscheinung der Erscheinungen.“

Das ist eine Schilderung, die man nicht erfinden kann. So, wie Goethe die Klagen des Melancholischen wiedergiebt, könnten sie in einer Krankengeschichte stehen. Es scheint mir sicher zu sein, dass Goethe hier eine Vorlage gehabt hat. Vielleicht hat ein Beobachter diese Reden wegen ihres psychologischen Interesses aufgeschrieben und die Notizen Goethe übergeben. Historische Grundlagen für solche Vermuthungen habe ich freilich bisher nicht gefunden, ebensowenig wie dafür, ob Goethe thatsächlich mit psychiatrisch thätigen Landgeistlichen in Berührung gekommen ist. Unwahrscheinlich aber ist meine Vermuthung nicht, denn die Reden des kranken Harfners sind so charakteristisch, dass sie die Aufmerksamkeit gerade des Sachkundigen erwecken müssen. Es handelt sich hier nicht um Klagen, wie man sie von jedem Melancholischen hören kann, sondern um etwas ganz Besonderes, nemlich um das erst in der neuesten Zeit von französischen

Das délire de négation.

Irrenärzten beschriebene délire de négation. Cotard machte zuerst darauf aufmerksam, daß sich besonders bei älteren Melancholischen mit der Zeit ein eigentümlicher Verneinungswahn ausbilden kann, der leicht in ein délire d'énormité umschlägt. Alles ist nur scheinbar, in Wirklichkeit giebt es nichts. Die Schuld des Kranken aber ist wirklich und so unermesslich, dass sie alles erfüllt. Nichts ist ausser ihm, keine Zeit, kein Raum, er, seine Schuld und seine Strafe sind ewig. Alle Dinge der Welt sind nur ein trügender Schein, bestimmt, die Leiden des Kranken zu vermehren, Gespenster, die dem Nichts angehören. Und so fort. Unschwer erkennt man in den Reden des Harfners das délire de négation, und es ist wohl begreiflich, dass ein so wunderlicher Seelenzustand Goethes Aufmerksamkeit fesseln musste, sobald wie er von ihm Kunde erhielt.

Der Selbstmord des Harfners ist nicht als Ausfluss der Krankheit gedacht. Während der Krankheit fürchtete er durch den Knaben zu sterben und wollte ihn deshalb lieber umbringen, oder in phantastischer Weise opfern. Nach der Genesung tödtet er sich, weil er durch seine Unvorsichtigkeit den Knaben getödtet zu haben glaubt, oder richtiger, weil zu seiner Verzweiflung über sein jammervolles Leben der Schreck über den Tod des Knaben hinzutritt. Als krankhaft kann man höchstens die Reizbarkeit Augustins ansehen. Uebrigens hat Goethe doch wohl die Absicht gehabt, den Wahn des Harfners als eine geheimnisvolle Ahnung erscheinen zu lassen: Der blonde Knabe,

Wilhelm Meister.

vor dem sich Augustin sein Leben lang gefürchtet hat, wird thatsächlich Ursache seines Todes, wenn auch nur als Werkzeug höherer Mächte.

Auffallend ist, daß Augustin nicht gleich stirbt. Man möchte es für etwas grausam halten. Goethe zeigt aber dabei, dass ihm die nicht seltenen Fälle bekannt waren, in denen das in selbstmörderischer Absicht ausgeführte Halsabschneiden nur zur Durchtrennung der Luftröhre führt. Der Kranke stirbt dann nicht, weil die grossen Halsadern nicht angeschnitten sind. Freilich wird eben deshalb in der Regel auch nachträglich keine Verblutung eintreten, wenn der Verband entfernt wird.

2. Mignon.

Die Mutter Mignons wurde, nach der Entdeckung des Liebesverhältnisses zu ihrem Bruder Augustin durch den Beichtvater in Gewissensqual versetzt, irrsinnig, „ohne wahnsinnig zu sein“. Als das Kind verschwunden war, lebte sie in dem Gedanken, der See werde die Leiche oder doch die Knochen auswerfen. Durch den Einfluss des Geistlichen wurde sie „in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten“. Man versuchte sie dadurch zu heilen, dass man ihr Kinderknochen in die Hände spielte. Als ein Skelet beisammen war, nahm die Wärterin es weg. Die Kranke glaubte, ihr Kind aus den Knochen auferstehen und glänzend zum Himmel auffahren zu sehen; sie wurde ruhiger und heiterer, ass aber immer weniger und starb bald.

Mignon.

Das Kind Mignon zeigte von Anfang an eine sonderbare Natur. Es lernte früh laufen, singen, Zither spielen, „nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken und es schien das Hinderniss mehr in seiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen.“ Es kletterte auf Bäume, lief auf den Rändern der Schiffe, trug deshalb Knabenkleider. Bei seinem Umherschweifen ward es von Zigeunern gestohlen.

Als Wilhelm Meister Mignon aus den Händen des herumziehenden Seiltänzers befreit, der sie schlecht und grausam behandelt, ist sie ein Mädchen von 12 bis 13 Jahren, „eine junge schwarzköpfige, düstere Gestalt“. Der Körper ist gut gebaut, nur dass die Glieder einen stärkeren Wuchs versprechen, die Bildung ist nicht regelmässig, aber auffallend, die Stirne geheimnissvoll, die Nase ausserordentlich schön, der geschlossene Mund zuckt oft nach einer Seite, ist aber treuherzig und reizend, die Gesichtsfarbe bräunlich. Im Weiteren zeigt sie sich verständig, gewissenhaft, fleissig, lerneifrig. Ihre Ausdrucksweise jedoch war unvollkommen. Die Schrift blieb schlecht. Auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Am auffallendsten ist ihr gemüthvolles, aber heftiges und zu krankhaften Explosionen geneigtes Wesen. Bei stärkeren Erregungen bekommt sie Schmerz in der Herzgegend, und dann folgt ein Krampfanfall. Ein allmählich beginnendes Zucken verbreitet sich über alle Glieder, sie schreit auf und verfällt in Bewusstlosigkeit mit allgemeiner Erschlaffung. Es folgen wieder Zuckungen, die Anspannung des ganzen Körpers wird be-

Wilhelm Meister.

tont. Dann wirft sie sich, wie ein Ressor, das zuschlägt, dem geliebten Wilhelm um den Hals und vergiesst Thränen im Strome, unter denen allmählich Beruhigung eintritt. In der Philiſinen-Nacht regt sich Mignon sehr auf, sie bekommt in Eifersucht und Angst ihre Herzzufälle und verbringt die ganze Nacht unter entsetzlichen Zuckungen zu den Füſſen des Harfners. Als sie viel später die Scene erzählt, wiederholt sich der Schmerz, „es wand sich wie ein Wurm an der Erde“. Erschüttert von Gemüthsbewegungen, verzehrt von ihrer Sehnsucht nach der südlichen Heimath und von der Liebe zu Wilhelm, siecht sie nach der Trennung von diesem dahin. Der Einfluss Theresens und Nataliens beruhigt sie zwar, macht sie sanfter und mädchenhafter, der fortschreitende Verfall aber ist nicht aufzuhalten. Natalie erzählt von der Krankheit, dass das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, dass es bei seiner grossen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an seinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, dass dieses erste Organ des Lebens bei unvermutheten Gemüthsbewegungen manchmal plötzlich still stehe, und dass dann keine Spur der heilsamen Lebensregung in dem Busen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sei der ängstliche Krampf vorbei, so äussere sich die Kraft der Natur wieder in gewaltsamen Pulsen und ängstige das Kind nun mehr durch Uebermaass, als es vorher durch Mangel gelitten habe. Als sie Wilhelm wiedersah, trug sie lange weisse Mädchenkleider und theils lockige, theils auf-

Die Krankhaftigkeit Mignons.

gebundene, reiche braune [früher schwarze] Haare. Sie war sehr abgezehrt, „sah völlig aus wie ein abgschiedener Geist“, war sanft und ruhig. Bei der Ankunft Theresens springt Mignon mit Felix um die Wette. Als aber Wilhelm und Therese in ihrer Gegenwart einander umarmen, fährt Mignon mit der linken Hand nach dem Herzen, streckt den rechten Arm heftig aus und fällt mit einem Schrei todt nieder. Der Markese sieht auf dem Arme der Leiche eine Tätowirung und erkennt daran seine Nichte.

Mignon ist offenbar auch eine reine Phantasie-Gestalt.*) Sie sollte wohl hauptsächlich als wunderbar und rührend erscheinen, und man darf zweifeln, ob ihr von vornherein krankhafte Züge zugebracht waren. Auch zur Tochter des Harfners hat sie Goethe wahrscheinlich erst in späteren Jahren gemacht, da im Anfange gar nichts auf ein solches Verhältniss hin-

*) Natürlich kenne ich die Geschichte von dem Seiltänzer-Mädchen in Göttingen, die Goethe wahrscheinlich schon in Leipzig erfahren hat. Aber diese Anekdote, sowie Goethes Begegnungen mit fahrenden Kindern haben doch nur für den Rahmen Mignon's gedient. Die Schilderung der Person und ihrer Abnormitäten scheint Goethes Eigenthum zu sein.

Trotz der Ueberladung mit pathologischen Zügen ist der poetische Reiz der Gestalt Mignons gross, und Goethe selbst stellte sie sehr in den Vordergrund. Am 29. V. 1814 sagte er (sich seiner Neigung zum Superlativ überlassend) zum Canzler, die Staël „habe Mignon bloss als Episode beurtheilt, da doch das ganze Werk dieses Charakters wegen geschrieben sei.“

Knebel fragt Goethe am 1. 11. 1796: „Ist die letzte Verklärung einem so dämonischen Wesen, wie nun Mignon erscheint, angemessen? Kann sie wohlthun?“

Wilhelm Meister.

deutet. Jetzt steht das Mädchen vor uns als Kind eines geisteskranken Geschwisterpaares. Nach ärztlicher Auffassung müssen wir bei ihm erbliche Belastung schlimmster Art voraussetzen, und wirklich schildert Goethe das Bild einer schlimm Entarteten und nicht Lebensfähigen. In wieweit hier von überlegter Absicht zu reden ist, das dürfte schwer zu sagen sein. So lebhaft in Goethe der Gedanke an das Pathologische überhaupt war, so scheint er sich doch um seine concreten Formen nicht viel gekümmert zu haben. Wahrscheinlich hat er sich auch nicht überlegt, was er eigentlich in Mignons Krankheit schildern wollte, ob einen Herzfehler mit epileptischen Anfällen, oder was sonst. Vielmehr war sein Gedanke wohl der: Mignon ist ein Wesen, das vorwiegend mit dem Herzen (im übertragenen Sinne) lebt, und als ihm der Lebensweg versperrt wird, so leidet es vorwiegend am Herzen (im eigentlichen Sinne). Wir können daher wohl von weiteren Erörterungen über die Diagnose bei Mignons Krankheit absehen. Die Schilderung des Krampfanfalles ist die eines hysterischen Anfalles. Wahrscheinlich ist es Goethe, trotz seiner Abneigung gegen solche Anblicke, nicht erspart worden, gelegentlich hysterischen Anfällen zu begegnen, und so konnte die Schilderung an eigene Erinnerungen anknüpfen. Die Beschreibung der Herzbeschwerden erinnert theils an die Beschwerden Hysterischer, theils an die wirklich Herzkranker. Es ist begreiflich, dass ein Dichter dergleichen zusammenwirft. Die Tätowirung erfand Goethe wohl nur deshalb, weil er ein Erkennungszeichen brauchte

Der Graf und die Gräfin.

(natürlich nicht im Sinne des *signum degenerationis*), doch wäre eigentlich ein Muttermal zweckmässiger gewesen, da man weder bei uns, noch in Italien die kleinen Kinder zu tätowiren pflegt.

3. Der Graf und die Gräfin.

Der Graf wird als ein etwas schwachsinniger und eitler Mann geschildert. Als er Wilhelm an seinem Schreibtische in seinen Kleidern gesehen hat, wird er schwermüthig, weil er seinen Doppelgänger gesehen zu haben glaubt, und er entschliesst sich, bei den Herrenhütern einzutreten. Das Ganze ist eine vortreffliche Schilderung leichten angeborenen Schwachsinn. Das Vorbild des Grafen im Roman soll der Graf von Werthern gewesen sein, von dem Goethe an Frau von Stein schreibt: „seine Narrheit nehm' ich für bekannt und toll ist er noch nicht gewesen“.

Die Gräfin wird als eine ein wenig leichtsinnige Welt-dame geschildert. Sie verfällt auf eigenthümliche Weise in einen hypochondrischen Zustand. Der bekannte kleine Arzt erzählt von ihr: „Eben dieser junge Mensch [Wilhelm M.] nimmt Abschied von ihr, sie ist nicht vorsichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schliesst sie in seine Arme, und drückt ihr das grosse, mit Brillanten besetzte Portrait ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust: sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine Röthe und dann keine Spur mehr zurücklässt. Ich bin als Mensch überzeugt, dass

Wilhelm Meister.

sie sich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiss, dass dieser Druck keine übeln Folgen haben werde: aber sie lässt sich nicht ausreden, es sey eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblick sey nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses Uebel mit einem Krebschaden sich endigen, und so ist ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für sie und andere völlig verloren“. Infolge ihres „Kummers“ entschliesst sich die Gräfin, mit ihrem Manne zu den Herrenhutern zu gehen.

Auch hier liegt eine ausgezeichnete Schilderung voll innerer Wahrscheinlichkeit vor, und man möchte glauben, dass ein wirklicher Vorgang beschrieben sei. In Goethes Sinne ist es von Bedeutung, dass bei beginnender Untreue der Frau ihr das Bild des Ehemannes wider die Brust gedrückt wird, und die hypochondrische Beschwerde erscheint als verkleideter Gewissensbiss. Man kann aber auch von solchen moralischen Erwägungen absehen. Wenn ein Affect durch einen plötzlichen Schmerz unterbrochen wird, so kann der erschreckende Schmerz fixirt werden, sodass sein Nachbild unbegrenzte Dauer erlangt. Bedingung ist eine nervöse Anlage, durch die der Zustand des Affectes ein dem hypnotischen ähnlicher Zustand gesteigerter Suggestibilität wird. Trifft, wie hier, der Schmerz die weibliche Brust, so findet er einen zu krankhaften Eigensuggestionen geeigneten Boden, da die Frauen, oder doch viele von ihnen, in einer fortwährenden

Die schöne Seele.

Angst vor dem Krebse leben. In ähnlicher Weise rufen bei Arbeitern verhältnissmässig leichte Unfälle oft schwere nervöse Störungen hervor, weil die Arbeiter sich immer mit dem Gedanken an Unfälle und an die mit ihnen verbundene Erwerbslosigkeit beschäftigen. Die Unfall-Nervenkrankheiten werden vielfach traumatische Neurose genannt, und ein College, dessen Name mir entfallen ist, hat vor einigen Jahren den Zustand der Gräfin als einen Fall traumatischer Neurose bezeichnet. Indessen liegen da doch Unterschiede vor, und der von Blocq angewendete Name Topoalgie wäre zutreffender. Es bleibt jedoch bei der Gräfin nicht bei der suggerirten Schmerzempfindung und dem Gedanken an die Krebsgefahr, sondern sie glaubt irrigerweise, einen harten Knoten in der Brust zu fühlen. Diese hypochondrische Wahnvorstellung könnte in Wirklichkeit sehr wohl zur Topoalgie hinzutreten und würde darthun, dass bei der Patientin eine ausgeprägte krankhafte Anlage, nemlich etwas Paranoisches, vorhanden war.

4. Die schöne Seele.

„Ich bekam Lust“, schreibt Goethe an Schiller, „das religiöse Buch meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjectiven und Objectiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu, als vielleicht zu einem anderen Theile. Und doch wäre, wie Sie seiner Zeit sehen werden, eine

Wilhelm Meister.

solche Darstellung unmöglich gewesen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu gesammelt hätte“. Natalie bezeichnet ihre Tante, die schöne Seele, deren schwache Gesundheit sie hervorhebt, als eine schöne Natur, die sich allzu zart, allzu gewissenhaft gebildet habe, die deswegen nicht das geworden sei, was sie der Welt hätte sein können. Goethe sagt zwar nicht und hält wohl auch in Wahrheit nicht dafür, dass ein krankhafter Geisteszustand vorliege, aber er betont so nachdrücklich die körperlichen Krankheiten und die körperliche Schwäche der Mystikerin, dass die Bedeutung des Pathologischen hier nicht zu verkennen ist. Auch das Vorbild, Fräulein von Klettenberg, war kränklich, aber Goethe würde in der dichterischen Darstellung der Krankheit nicht soviel Raum gegönnt haben, wenn er nicht hätte sagen wollen, dass Kränklichkeit eine wesentliche Bedingung der geistigen Beschaffenheit der schönen Seele sei.

Nach Lappenberg hat der alte Goethe zu Alfred Nicolovius gesagt: „Aber freilich, sie war krank, die arme Freundin, sie war krank.“

Näheres ist aus H. Dechent's Buche (Goethe's schöne Seele, Susanna Katharina von Klettenberg. Gotha 1896) zu ersehen. Wir erfahren, dass die Aufzeichnungen der schönen Seele in der Hauptsache von Frl. von Klettenberg selbst geschrieben worden sind, dass insbesondere die Schilderung der Entscheidungsstunde von ihr verfasst ist, und dass Goethes Thaten nicht gross sind. Die Schwärmerei der Dame scheint zu den aus den Heiligen-Geschichten bekannten

Aurelie.

Zuständen geführt zu haben: Unmittelbares Schauen des Erlösers u. s. w. Sie schreibt z. B.: „Sie werden hier in Ihrem Körper noch die Gabe des Sehens, des Empfindens, des Schmeckens bekommen“.

5. Aurelie.

Auch in Goethes Sinne ist die übertrieben leidenschaftliche Aurelie eine krankhafte Natur. Sie wird durch ihre Reizbarkeit sich und anderen unerträglich. Immer weniger kann sie den Anforderungen des Lebens genügen. Goethe lässt sie an einer acuten Krankheit eines frühen und unerwarteten Todes sterben und sagt damit, dass er sie nicht weiter brauchen kann, dass ein Mensch, der nur der Spielball seiner Gemüths-bewegungen ist, lebensunfähig wird.

Benvenuto Cellini.

VIII. Benvenuto Cellini.

Eigentlich gehört Cellini unter die Quellen, aus denen Goethe krankhafte Geisteszustände kennen lernte, indessen rechtfertigt es Goethes liebevolle Bearbeitung der Mittheilungen des alten Italieners, Cellini auch unter den Goethe-Figuren zu nennen.

Das Auffallendste an Cellini ist seine *Iracundia morbosa*, auf die Goethe selbst mit Staunen hinweist. Wenn sich Cellini für beleidigt hält, so erfasst ihn ein solches Uebelbefinden, dass er sich zur Befriedigung seines Zornes jeder Gefahr aussetzt, ohne Bedenken sich selbst den grössten Nachtheil zufügt. Kann er das Blut seines Gegners nicht sehen, so wird er einfach krank. Berühmt sind Cellinis Gefängniss-Hallucinationen. Er hat Ahnungen und geheime Antriebe.

Einmal geht Cellini mit einem Zauberer und Andern bei Nacht in das Colosseum, um Geister zu beschwören. Das erste Mal scheint nur der Zauberer die Geister gesehen zu haben, zum andern Male aber nimmt Cellini einen Knaben mit, und dieser geräth in

Das periodische Irresein des Castellans.

der Angst in einen hypnotischen Zustand, sieht Legionen von Teufeln und versetzt durch seine aufgeregten Schilderungen auch die Anderen in Schrecken. Beim Heimwege sieht der Knabe noch zwei eigenthümliche Geister, die ihnen folgen.

Besonders bemerkenswerth ist die Schilderung des geisteskranken Castellans der Engelsburg. Der ältere Mann leidet an intermittirendem Irresein, er erkrankt jedes Jahr, hält sich dann für ein Thier, etwa einen Frosch, oder für einen Oelkrug, oder für todt. Er schwatzte dabei viel, und sein Benehmen entsprach seinen Wahnvorstellungen („Grillen“). Er hüpfte wie ein Frosch, oder er wollte sich begraben lassen. Und so fort. In dem Jahre, als Cellini auf der Burg gefangen sass, hielt sich der Castellan für eine Fledermaus, „und wenn er so spazieren ging, zischte er manchmal leise, wie diese Geschöpfe, bewegte sich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen“. Er isst nicht und schläft nicht, manchmal sind seine Augen ganz falsch gerichtet, das eine blickt dahin, das andere dorthin. Als Cellini angekündigt hat, er werde entfliehen, ist der Castellan in der grössten Angst, er möchte wegfliegen. Schliesslich sagt er: wenn der Gefangene wegflöge, möchten sie ihn nur gewähren lassen, er werde ihn schon einholen, denn er könne bei Nacht besser fliegen, „Benvenuto ist nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig“. Kein Mensch denkt daran, der geisteskranke Castellan könne zur Erfüllung seiner verantwortungsvollen Amtspflichten untauglich sein. Als

Benvenuto Cellini.

Benvenuto wirklich entflohen ist, will sich der Castellan mit aller Gewalt von seinen Dienern losreissen und auch am Thurme herunterfliegen. Dann lässt er sich zum Papste tragen und beklagt sich bitter, es geschehe ihm das grösste Unrecht, wenn Seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniss stellen, „wehe mir! er ist davon geflogen, und hat mir doch versprochen, nicht wegzufliegen“. „Der Papst sagte lachend: Geht nur, geht! ihr sollt ihn auf alle Fälle wieder haben.“ So kommt es denn auch, und der Castellan quält dann den Cellini in seinem Wahne auf das ärgste. Dabei zehrt er ab und wird körperlich immer kränker. „Der Castellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung hatten, war doch wieder ganz zu sich gekommen, und die Launen seiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlassen.“ Er sucht sein Unrecht wieder gut zu machen, stirbt aber bald „an seinem grossen Uebel“.

Jacob Lenz.

IX. Wahrheit und Dichtung.

An dieser Stelle will ich nur auf zwei von Goethe genauer besprochene Personen eingehen, die beide in Geisteskrankheit verfielen und nicht nur wegen ihres Verhältnisses zu Goethe, sondern auch an sich interessant sind. Ich meine Lenz und Zimmermann. Wollte ich alle die Menschen, von denen Goethe in seiner Biographie spricht, auf ihren Gehalt an Pathologischem untersuchen, so würde ich in's Grenzenlose gerathen, denn unter den Menschen, mit denen Goethe in Berührung gekommen ist, ist kaum einer, der im strengen Sinne des Wortes gesund genannt werden könnte.*)

I. Lenz.

Die Notizen über Lenzens Lebenslauf entnehme ich hauptsächlich dem Buche K. Weinhold's (Gedichte von J. M. R. Lenz. Berlin 1891).

*) In der italienischen Reise sind einige in höherem Grade pathologische Figuren: Der Prinz Pallagonia, das tolle Prinzesschen, der Gouverneur in Messina. Doch lohnt es sich kaum, darauf einzugehen.

Wahrheit und Dichtung.

Jakob Michael Reinhold Lenz wurde am 12. Januar 1751 als Sohn eines Geistlichen in Livland geboren. Ueber die Mutter und über Nervenkrankheiten in der Familie habe ich nichts erfahren. Der Knabe fing früh an, zu dichten, er war geistig frühreif, blieb aber „klein, schwächlich, nervös“. Im Jahre 1767 war er krank [woran?] und erholte sich dann bei seinem älteren Bruder. Im Jahre 1768 zog er nach der Universität Königsberg. Im Jahre 1771 ging er als Begleiter der jungen Herren von Kleist nach Strassburg. Er wird in den folgenden Jahren geschildert als erregt und zu phantastischen Liebschaften geneigt. Nachdem er sich von den Kleists getrennt hatte, wurde er von Schulden gedrückt, und der Zorn seiner Familie über sein „nichtswürdiges Treiben“ wuchs. Im Jahre 1776 reiste er nach Weimar, wo er an Goethe eine feste Stütze zu finden hoffte. Er suchte sich als Vorleser des Herzogs nützlich zu machen, dichtete allerhand und machte, wie Wieland schrieb, alle Tage einen dummen Streich. Im Sommer zog er sich nach Berka zurück, brachte im September einige Wochen bei Frau von Stein in Kochberg zu, ging dann wieder nach Berka und machte endlich am 26. November die „Eseley“, wegen der er auf Goethes Betreiben aus Weimar verwiesen wurde. Karl Weinhold sagt: „Wer die Briefe liest, die Lenz schrieb, als er Strassburg verlassen wollte, erkennt ihn als geistig krank.“ Es kommt eben darauf an, was man unter geistig krank versteht. In hohem Grade pathologisch war Lenz immer, seine Abnormität steigerte sich in Zeiten der Erregung, sodass er dann auch dem

Lenzens Geisteskrankheit.

Laien als überspannt erschien. Eine solche Zeit war die vor der Reise nach Weimar. Aber von Geisteskrankheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes scheint mir weder vor noch bei dem Weimarischen Aufenthalte die Rede zu sein. Froitzheim, dessen Folgerungen ich übrigens nicht beitreten möchte, druckt viele Briefe ab und schildert Lenzens Aufenthalt in Weimar sehr eingehend. Lenz erscheint danach als *dégénéré supérieur* mit verminderter Zurechnungsfähigkeit, nicht als Geisteskranker im engeren Sinne des Wortes. Von Weimar aus ging Lenz nach Emmendingen zu Schlosser. Dort schrieb er noch eine längere Erzählung nieder, die „zeigt, dass sich Lenz noch zu sammeln und ruhig zu denken vermochte“. Vom April 1777 an wohnte er bei verschiedenen Bekannten in der Schweiz. Im November hatte er „den ersten Wahnsinnsanfall“. Im Januar 1778 schleppte ihn der Kraftapostel Christoph Kauffmann mit sich nach dem Elsass. Er schickte ihn zum Pfarrer Oberlin nach Waldersbach im Steinthal. Lenz predigte hier ein paar Mal und machte sich beliebt. Da brach, während Oberlin zum Besuch in Emmendingen war, bei Lenz der Wahnsinn wieder aus. Er machte Wiederbelebungsversuche an einem todten Kinde, wollte sich selbst morden und wurde in Begleitung zweier Männer, um ihn los zu werden, nach Strassburg zu seinem Freunde Röderer geschickt. Dieser wusste sich nicht anders zu helfen, als dass er ihn zu Schlosser brachte, auf dem er nun über anderthalb Jahr lastete. Er war ruhiger geworden, nur selten kam es zu heftiger Auf-

Wahrheit und Dichtung.

regung, aber er war ohne allen Entschluss und schwer melancholisch. Schlosser bestimmte ihn, nach Livland aufzubrechen. Aber vor dem angesetzten Tage fiel er in ein hitziges Fieber, und dann ging es zwischen Besserung und Tobsucht hin und her. Im Mai übergab Schlosser den Kranken dem Schuster Süss in Emmendingen. Lenz war kindisch geworden und lernte schustern. Dann brachte Schlosser ihn zu einem Förster in Wiswyl, wo er Feldarbeit treiben und jagen sollte. Aber er bekam wieder einen bösen Anfall, und Schlosser musste ihn nach Emmendingen zurücknehmen und hier „verwahren“ lassen. Der Vater Lenz antwortete auf Briefe nicht. Den Unterhalt des Kranken bestritt der Herzog von Weimar. Die Brüder Lenz beschlossen endlich, der in Jena studierende Bruder Karl solle den Kranken abholen, damit dieser in Jena Jura studire. Diese wunderliche Idee wurde zwar aufgegeben, aber der Bruder Karl kam richtig zu Schlosser, fand den Kranken in Hertingen an der schweizerischen Grenze „bis auf unendliche Schüchternheit wiederhergestellt“ und fuhr mit ihm im Juli 1779 nach Frankfurt. Hier ging ihnen das Geld aus, und sie mussten, „was Jakob sehr freute“, bis Erfurt zu Fusse gehen. Mit geborgtem Gelde reisten sie über Lübeck nach Riga zu dem guten Vater Lenz. Im Weiteren wurden allerhand Versuche gemacht, den anscheinend Genesenen unterzubringen. Er sollte Rector werden, er ging nach Dorpat, versuchte dann in Petersburg als Cadettenlehrer anzukommen, wurde endlich Hauslehrer bei Herrn von Liphard in Livland. Da verliebte er sich

Lenz schwachsinnig durch *Dementia praecox*.

in ein Fräulein von Albedyll und liess ihr seine Liebe durch einen Bekannten antragen. Das führte natürlich zum Verluste der Stelle. In Petersburg nahm ihn dann ein General als Secretär an, musste ihn aber bald wegen Unbrauchbarkeit entlassen. Lenz ging nach Moskau, um Gönner zu suchen und eine neue Ausgabe seiner Dramen zu veranstalten. Dann kehrte er nach Petersburg zurück und wurde für mehrere Jahre Lehrer an einem Privatinstitut. Er liess 1787 eine Uebersetzung aus dem Russischen drucken. „Was er deutsches eigenes in dieser Zeit in Prosa und Poesie schrieb, giebt nur Zeugniß von der Zerstörung seines Geistes. Ab und zu bricht ein klarer Gedanke heraus.“ Er machte, wozu er schon früher Neigung gehabt hatte, verschiedene phantastische Pläne (zu Hebung des Handels, Wiedererrichtung der Universität, Sprachakademie, Maurerinnungen, Gründung eines chemischen Theaters u. s. w.). Er lebte zuletzt in Moskau von Unterstützungen. Im Mai 1792 starb er.

Es handelte sich bei Lenz um eine der Erkrankungen, die in das Gebiet der *Dementia praecox* gehören, um das in Verblödung ausgehende Jugend-Irresein. Er war ein von Jugend auf abnormer Mensch, zeichnete sich durch grosse Geistesgaben einerseits, durch Unstetigkeit, Phantasterei, moralische Schwächen andererseits aus. Von aussen wirkte ein unruhiges Leben mit Sorgen und gelegentlichem Mangel, Enttäuschungen und Aufregungen verschiedener Art ein. Im 27. Jahre trat die Katastrophe ein. Nun folgen mehrere durch ruhigere Zeiten getrennte Anfälle von

Wahrheit und Dichtung.

Erregung mit Wahnvorstellungen und Verwirrtheit, und hinter ihnen bleibt der Schwachsinn. Von 1779 an bis zu seinem Tode war Lenz schwachsinnig. Da, wie es in ähnlichen Fällen auch zu sein pflegt, die früher erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten im Wesentlichen erhalten blieben, war für den Laien der Schwachsinn verhüllt. Sobald aber bestimmte Leistungen von Lenz verlangt wurden, trat seine „Unbrauchbarkeit“ zu Tage. Er war natürlich zu einer stetigen Lebensführung nicht fähig. Er sank deshalb, da er sich selbst überlassen war, immer tiefer; der Schwachsinn nahm zu, seine Producte wurden immer gehaltloser und verworrener. Elend und Geisteskrankheit steigerten einander bis zum Ende.

Goethe schildert Lenz an zwei Stellen in „Wahrheit und Dichtung“. Zunächst giebt er uns ein Bild seiner Erscheinung: „Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare . . .; ein sanfter, gleichsam vorsichtiger Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand.“ Das englische Wort *whimsical* sei für Lenzens Art bezeichnend. Man wundert sich, dass Goethe den verschleierte Blick des Lenz nicht erwähnt, der Andere in Erstaunen versetzte.

Später bespricht Goethe Lenzens Charakter. Er habe sich dadurch ausgezeichnet, dass er sich nach der Art jener Zeit peinlich beobachtete und über diese

Goethe über Lenz.

seine Beobachtungen sich zu unterhalten liebte. Dieser krankhafte Zug habe zu der Wertherstimmung gehört, sei aber bei Lenz besonders ausgeprägt gewesen. (An einer anderen Stelle sagte Goethe: „Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.“) Eine besondere Eigenthümlichkeit des Lenz sei sein Hang zur Intrigue gewesen. Er habe sich dabei nicht erreichbare Ziele vorgesetzt, sondern immer etwas Fratzenhaftes. Liebe und Hass seien bei ihm imaginär gewesen, er habe dem, den er liebte, nicht genützt, dem, den er hasste, nicht geschadet. Vielleicht ist Goethes Ausdruck Intrigue nicht ganz passend; das, was er meint, ist eigentlich mehr Phantasterei oder die Sucht, Phantastisches in das Leben hinein zu tragen. Ein Beispiel ist Lenzens thörichtes Gerede über seine Liebe zu Cornelia Schlosser. Goethe rühmt weiterhin Lenzens aus wahrhafter Tiefe und unerschöpflicher Productivität hervorgehendes Talent, in dem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte. Trotz grosser Züge und lieblicher Zärtlichkeit in seinen Arbeiten habe er sich von albernen und barocken Fratzen nicht losmachen können. Goethe habe darauf gedrungen, Lenz möge sich aus dem formlosen Schweifen zusammenziehen und an die „kunstgemässe“ Fassung des Producirten denken. Lenz aber sei es nur wohl gewesen, wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. Rühriges Nichtsthun sei ihm beson-

Wahrheit und Dichtung.

ders eigen gewesen. Goethe erwähnt Lenzens wunderliches Liebesspiel in Strassburg (mit Cleophe Fibich), seine utopischen Pläne über das Heerwesen. Am auffallendsten ist die Schlussbemerkung, dass Lenz Goethen zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziele einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte. Offenbar bezieht sich diese Bemerkung darauf, dass Lenz in Weimar durch eine tactlose und beleidigende Schrift Goethen verletzt hatte. Man darf aber wohl annehmen, dass die Verstimmung Lenzens gegen Goethe erst in Weimar entstanden sei, und dass die von Goethe gewählten Ausdrücke etwas zu stark seien. Naturen, wie Lenz eine war, nehmen es mit Hass und Liebe nicht zu ernst, worauf Goethe selbst hinweist. In Strassburg zeigte sich Lenz z. B. als wüthenden Gegner Wielands; sobald er Lust bekam, nach Weimar zu gehen, steckte er sein Schwert ein, und als er in Weimar war, schwärmte er für Wieland. Seine Entwicklung gegen Goethe verlief umgekehrt, aber tief und nachhaltig war seine Empfindung wahrscheinlich in beiden Fällen nicht.

2. Zimmermann.

Ich schicke einen Abriss des Lebens Zimmermanns voraus, der auf der Biographie Eduard Bodemann's beruht (J. G. Zimmermann. Hannover. Hahn'sche Buchhandlung. 1878).

Joh. Georg Zimmermann wurde am 8. December

Zimmermanns Leben.

1728 zu Brugg im Canton Aargau geboren. Sein Vater war ein kränklicher, aber tüchtiger Mann und starb schon 1741 als Rathsherr. Die Mutter war „nervenleidend und zuletzt gemüthskrank“. Sie starb 1746. Der Knabe zeichnete sich früh durch seine grossen Fähigkeiten und durch seine Lebhaftigkeit aus. Er war höchst ehrgeizig, vertrug sich in der Regel mit seinen Mitschülern nicht, floh gern in die Einsamkeit. Er studirte erst in Bern, dann Hallers wegen in Göttingen. Mit Haller, der merkwürdigerweise fast ebenso krank war wie Zimmermann später, kam er in enge Verbindung und von ihm wurde er sehr gefördert in seinen ausgebreiteten und energischen Studien. „Aber die nachtheiligen Folgen übertriebener geistiger Anstrengungen blieben bei Zimmermanns so schon von Haus aus nervösem Zustande nicht aus und schon in Göttingen zeigten sich die ersten Anfälle jener Hypochondrie, welche für ihn später eine Quelle unsäglicher Leiden ward.“ Nach grösseren Reisen liess sich Zimmermann im Jahre 1752 in Bern als Arzt nieder und heirathete im folgenden Jahre. Im Jahre 1754 siedelte er nach Brugg über. Er scheint sich da nicht gut befunden, trotz grosser Praxis einsam gelebt zu haben. Er soll sich die Unzufriedenheit, ja Feindschaft und Verfolgung seiner Mitbürger zugezogen haben. Sehr wunderbar ist das nicht, denn er nannte seine Vaterstadt öffentlich einen „einsamen, reizlosen und die Flammen des Geistes auslöschenden Ort“. Während Zimmermanns Hypochondrie stieg, wurde auch die Frau nervenkrank. Im Anfange dichtete Zimmermann,

Wahrheit und Dichtung.

aber schon im Jahre 1756 begann er „über die Einsamkeit“ zu schreiben, im Jahre 1758 gab er die Schrift „vom Nationalstolz“ heraus, 1763—64 das berühmte, auch von Goethe erwähnte Werk „von der Erfahrung in der Arzneikunst“. Mit Gessner, Hirzel u. A. gründete er die „Helvetische Gesellschaft“, der auch Lavater beitrug. Noch in Brugg entwickelte sich ein „schweres Bruchleiden“, das die „Schwermuth erhöhte“. Als berühmter Schriftsteller erhielt Zimmermann verschiedene Berufungen, doch lehnte er diese ab und folgte erst 1768, als ihn auf Tissots Rath hin der König von Hannover als Leibarzt zu sich rief. Zimmermann blieb natürlich der, der er war. Er bekam eine praxis aurea, „aber Unglücksfälle in seiner Familie, kleinliche Eifersucht und Anfeindungen seiner Collegen, und sein eigener, bald ernstlich leidender Zustand sollten ihm bald das Leben in Hannover verbittern“. Der Anblick der Lehmhäuser fiel ihm auf die Nerven, und „die türkische Musik des plattdeutschen Accents“ empörte seine Seele bis zum Ekel. Die Minister und der Adel lassen sich, wenn Zimmermann krank ist, zweimal täglich nach seinem Befinden erkundigen, aber die Höflichkeit wird ihm auch zur Last. „Ach, schreibt er 1769, ich bin doch ein geplagter Mann! geplagt vom Morgen bis in die Nacht durch Kranke, deren Zahl sich täglich vermehrt, und die mir nicht Zeit lassen, in einer einzigen stillen Viertelstunde Athem zu holen. Meine Nerven sind durch meine tägliche unausstehliche Arbeit so geschwächt, dass ich nicht fähig bin, eine Feder in die Hand zu nehmen.“

Zimmermanns Hypochondrie.

Auch nach auswärts wurde er viel berufen. Als der Herzog von Braunschweig ihn mit grossen Ehren consultirt hatte, liess er dessen Briefe abschreiben und den Freunden in der Schweiz mitteilen. Später wird er heiterer. Er besucht früh die eleganten Damen und findet sie krank, abends ist er dann mit denselben Damen in „Assembleen“. Er lobt die Güte der Grossen und die Höflichkeit aller Leute. Es macht ihm „kein Mensch den geringsten Verdruss“.

Doch dauerte das Glück nur wenige Jahre. Seine Frau „kam plötzlich in eine schnelle Zerrüttung“ und starb am 23. Juni 1770. „Todesmarter, schreibt Zimmermann, umgab sie fünf Monate lang in jeder Stunde!“ Zwei Kinder waren vorhanden, ein Sohn und eine Tochter. Sie wurden nun in Pension gegeben. Das Bruchleiden Zimmermanns nahm zu, machte ihm viel Schmerzen und hinderte ihn in seiner Thätigkeit. Er sagt, jeder Gang und jedes Briefschreiben Nachmittags habe bewirkt, dass er unter den erschrecklichsten Schmerzen zur Erde fiel und in Gefahr kam, durch Brucheinklemmung zu sterben! Im Jahre 1771 reiste er zu Meckel in Berlin, und dieser machte die „schreckliche Operation“, die Zimmermann, ohne Zeichen des Schmerzes zu geben, aushielt. Zwölf Wochen musste er danach im Bette liegen. Der Genesene wurde von der vornehmen Gesellschaft gefeiert. Friedrich II. gewährte ihm eine Audienz. Zimmermann berichtet darüber an seine Freunde und lässt Abschriften des Briefes in der Schweiz verbreiten. Am 11. November war er wieder in Hannover, „mit tausend Freuden-

Wahrheit und Dichtung.

thränen vom Sohne, den Freunden und Freundinnen empfangen; die einen waren vor Freuden ganz sprachlos, andere wurden ohnmächtig, andere verfielen vollends in Convulsionen“.

Die Anstrengungen der Praxis wurden bald wieder zu gross. Viele Besuche und „ein Platzregen von Briefen“ waren stets zu erledigen. Am 13. April 1772 schreibt Zimmermann: „Ich strengte meinen ermüdeten Körper übernatürlich an und verfiel bey dem diesen Winter hindurch täglich fortgedauerten [sic] Regenwetter und dem nächtlichen Sitzen nach und nach in mancherlei Nervenzufälle, Hämorrhoidalzufälle und Anfechtungen der leidigen Hypochondrie! Und das ist also das in Hannover so theuer erkaufte Glück! O ihr schönen Tage, da ich zu Brugg auf meinem Cabinette im Umgange mit den besten Köpfen aller Zeiten und mit der Verfertigung meiner seitdem in unzählige Hände gekommenen Schriften zugebracht; — o ihr schönen Tage, ihr seid verschwunden und mit euch alles Gefühl der Freude!“ Zur Herstellung der Gesundheit ging Zimmermann nach Pymont und erwarb da „keine Gesundheit, aber nicht wenig Gold und Geld“. „Wenn ich meiner elenden zerbrochenen Nerven wegen in Pymont den Brunnen trank, wenn ich des Morgens, ganz berauscht von diesem kräftigen Heilwasser, unter vielen hundert Menschen auf und nieder ging, die ich aus Betäubung nicht mehr kannte, nicht mehr sah, nicht mehr hörte . . . und dann gerade hundert Kranke auf mich zustürmten und Rath und Bescheid haben wollten gegen 20jährige Reihen von

Zimmermanns zunehmende Krankhaftigkeit.

Krankheiten, oder auch auf Klagen, die keine Laus werth waren, so gestehe ich, dass ich oft aus der Fassung kam . . . nach meiner stillen Kammer eilte und nun den ganzen Tag an meinem Kopfe litt wie der heilige Laurentius, als er auf einem Rost gebraten ward.“ In den folgenden Jahren unternahm Zimmermann viele Reisen. Während deren ging es ihm gut, zu Hause kehrten die alten Leiden wieder. Die Tochter hatte er im April 1773 in eine Schweizer Pension, den Sohn zur Universität nach Göttingen geschickt. Er jammert über die Hypochondrie, habe bei Hunger und nach dem Essen höllische Schmerzen, seine Seele sei unthätig und in den tiefsten Abgründen der Schwermuth versunken. Die Stadtpraxis gab er auf und verwandte viel Zeit auf Schriftstellerei. Streitlust und Rücksichtslosigkeit traten mit grossem Selbstbewusstsein zusammen in den Vordergrund. Er sparte nicht mit Satire, Verhöhnung, Grobheit und beklagte sich dann darüber, dass der grössere Theil des Publicums mit fanatischer Wuth einen Mann verfolge, der seinen stillen Weg gehe, krank sei und mit altschweizerischer Offenheit ein paar sanfte gemeinnützige Wahrheiten sage. Im Jahre 1773 erschien die zweite Abhandlung „über die Einsamkeit“, neben ihr veröffentlichte er viele kleinere Aufsätze. Im Jahre 1775 reiste Zimmermann nach der Schweiz. Er traf auf der Hinreise Goethe in Strassburg und kehrte, als er mit seiner Tochter von Lausanne zurückkam, in Frankfurt bei Goethes Eltern ein. Er nennt seine Tochter damals ein liebes stilles, bescheidenes und wohlgesittetes Mädchen. Auch

Wahrheit und Dichtung.

Tissot lobt sie sehr, setzt aber hinzu, sie würde des Vaters Lebensglück gewesen sein, hätte nicht einige Zeit nach ihrer Abreise von Lausanne ein heftiger Kummer ihre Gesundheit so zerrüttet, dass die Folgen nicht zu heben waren. Ihre „erste und einzige Liebe“ hatte sich erschossen. In Hannover brachte Zimmermann einige Jahre in der alten Weise zu. Im Jahre 1777 wurde sein Sohn geisteskrank. Dieser hatte als Kind abwechselnd an Ausschlag und „melancholischer Apathie“ gelitten, hatte sich dann anscheinend erholt, war 1776 in Strassburg von neuem erkrankt. Im December 1777 war er „in völligen Wahnsinn verfallen“. Er lebte später blödsinnig in der Schweiz und überlebte den Vater um 20 Jahre. Zimmermann litt unter diesem Unglück sehr, „die tiefste Melancholie zerriss meine Seele und unnennbare Schmerzen wurden mir beynahe jeden Tag dadurch zu Theil“. Am 31. December 1780 wurde die Tochter von einem Blutsturze befallen und am 10. September 1781 starb sie an der Schwindsucht. Ueber Krankheit und Tod der Tochter war Zimmermann ganz verzweifelt, doch rettete er sich durch die Arbeit, indem er die Abhandlung über die Einsamkeit zu einem grossen Werke erweiterte. Im October 1782 heirathete er wieder und lebte dann in recht glücklicher Ehe. In den Jahren 1784—85 erschien sein vierbändiges Hauptwerk, in dem seine Vorzüge wie seine Schwächen deutlich zu Tage treten. Es hatte den verdienten grossen Erfolg. Katharina II. schrieb dem Verfasser, dieses Buch sei das stärkste Gegengift gegen die Hypochondrie. Ihm aber half es

Zimmermanns schlimmes Ende.

doch nichts. Je älter er wurde, um so mehr wuchsen Krankheit und Streit. Im J. 1786 liess ihn Friedrich II. vor seinem Tode rufen, und er besuchte dann den König einige Wochen lang täglich zweimal. Auf Grund seiner persönlichen Beobachtung, sowie mündlicher und schriftlicher Mitteilungen von hohen Beamten veröffentlichte er in der Folge mehrere Schriften über den preussischen König, in denen er nicht nur die eigene Person zu sehr hervortreten liess, sondern auch in der schärfsten Weise gegen die Berliner Aufklärer und die Aufklärungssynagoge polemisirte. „Sie hauen, stechen, schiessen um sich her, mein bester Zimmermann (schrieb Gleim), wie ein von allen Ständen der Menschen im höchsten Grade Beleidigter!“ Es entstand ein wahrer Sturm der Entrüstung, Zimmermann wurde von vielen Seiten auf das Heftigste angegriffen und antwortete seinen Gegnern mit Keulenschlägen. Die Aufregung durch die Polemik musste Zimmermanns krankhafte Verstimmung steigern. „In seinem sonst so hellen Kopfe ward es immer trüber, die Ideen verwirrten sich, und er versank immer tiefer in die schwärzeste Hypochondrie.“ „Schreckensbilder einer tief haftenden Monomanie bemächtigten sich seiner; Plünderung und Verwüstung, Auswanderung und Elend wurden jetzt seine herrschenden Gedanken.“ Er fürchtete besonders die Folgen der französischen Revolution. „Bald fürchtete er von den Franzosen als Aristokrat verhaftet und gemisshandelt zu werden, bald glaubte er vor Armuth Hungers sterben zu müssen.“ Er ass nur ein paar Bissen, gab dann den Teller dem Diener zum Auf-

Wahrheit und Dichtung.

heben, damit er morgen auch etwas habe. Das Silber liess er einpacken, damit es den Franzosen nicht in die Hände komme. „Vom Monat November 1794 an verlor er Schlaf, Appetit, Kräfte und magerte auffallend ab.“ Trotz einer Besserung im Frühjahr 1795 wurde der Zustand immer schlimmer. Der Kranke wurde ganz leistungsunfähig und mehr und mehr eine Beute seiner melancholischen Wahnvorstellungen. „Von der schrecklichsten inneren Unruhe und Aufregung ward er gequält, und stets klagte er über die unerträglichsten Schmerzen; ganze Stunden lang war sein Winseln und lautes Klagen vernehmlich.“ Am 7. Oktober 1795 starb Zimmermann im 67. Jahre.

Ueber den vortrefflichen unglücklichen Mann schrieb Tissot: „Zimmermann vereinigte in sich ein grosses und originelles Genie, eine glänzende Einbildungskraft, viel Witz, eine seltene Urtheilskraft und sehr ausgebreitete Kenntnisse. Seine Seele war rein, sein Herz vortrefflich; Niemand konnte seinen Pflichten mehr anhängen.“ Die Wittwe schrieb: „Was würde das für ein Mann gewesen sein, wenn seine Nerven ihn niemals beherrscht hätten!“ —

Vergleicht man die hier gegebene Darstellung mit der Schilderung Goethes in *Wahrheit und Dichtung*, so sieht man, dass Goethe den Zimmermann sehr richtig und dabei wohlwollend beurtheilt hat. Goethe sagt: „Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unser Gast. Dieser, gross und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte doch sein Aeusseres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so

Goethe über Zimmermann.

dass er im Umgang als ein gewandter, weltmännischer Arzt erschien, und seinem innerlich ungebändigtem Charakter nur in Schriften und im vertrautesten Umgange einen unregelmässigen Lauf liess. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, dass er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste sehr lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerther zu finden.“ Goethe habe sich an Zimmermanns Eitelkeit nicht gestossen, er habe, da beide einander gelten liessen, in kurzer Zeit sehr viel von ihm gelernt. Er fügt hinzu, dass eitel eigentlich nicht der richtige Ausdruck sei, da dieses Leere bedeute, Zimmermann aber gerade „grosse Verdienste und kein inneres Behagen“ hatte.

Der Tadel richtet sich gegen Goethes Bemerkungen über die Härte Zimmermanns gegen seine Kinder. „Dieser tadelnswürdigen Eigenheit eines so verdienstvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieselbe nicht schon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach seinem Tode der unseligen Hypochondrie gedachte, womit er sich und Andere in seinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen seine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnsinn, ein fortdauerndes moralisches Morden, das er, nachdem er seine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen sich selbst kehrte. Wir wollen aber bedenken, dass dieser so rüstig scheinende Mann in seinen besten Jahren leidend war, dass ein Leibes-schaden unheilbar, den geschickten Arzt quälte, ihn, der so manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja

Wahrheit und Dichtung.

dieser brave Mann führte bei äusserem Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigste Leben, und wer sich davon aus vorhandenen Druckschriften noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, sondern bedauern.“

Soviel ist sicher, dass aus Goethes Worten keine Animosität spricht. Sind seine Angaben über Zimmermanns Kinder nicht richtig, so kann es sich nur darum handeln, dass er falsch berichtet war. Es ist daher unpassend, wenn Zimmermanns Biograph meint, es handle sich bei Goethes Darstellung um „Dichtung“. Goethe erzählt, Zimmermanns Tochter sei auffallend ruhig und schweigsam gewesen, in ihrem Gesichte habe sich kein Zug von Theilnahme aufgethan. Diese Angaben stimmen mit Zimmermanns eigener Schilderung überein (sie war immer „stille, gepresst, furchtsam und zurückhaltend“). Ausserdem war nach Tissots Aussage das Mädchen damals verstört und in einem krankhaften Zustande, den richtig zu deuten die Frankfurter Wirthe ausser Stande waren. Bei vorübergehender Abwesenheit des Vaters habe sich das Mädchen der Frau Rath zu Füssen geworfen und habe sie gebeten, sie zu behalten. Sie wolle nicht zu ihrem Vater zurückkehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sei über diese Behandlung wahnsinnig geworden, sie habe es nur deshalb bisher ertragen, weil sie es nicht besser gewusst habe.

Die Frage ist also zunächst die, ist Zimmermann gegen seine Kinder hart gewesen? Zimmermanns Bio-

Goethes Urtheil im Wesentlichen richtig.

graph verneint diese Frage und weist auf die zärtlichen Aeusserungen in den Briefen und auf den der Tochter gewidmeten Nachruf in der „Einsamkeit“ hin. Diese Beweisgründe wollen nicht viel sagen, denn wir erleben es auch heute oft genug, dass nervöse Personen durch Heftigkeit und Unverstand ohne eigentlich bösen Willen ihren Angehörigen das Leben verbittern und doch in ihren Briefen von Zärtlichkeit überfließen. Dass Zimmermann ausserordentlich heftig und schroff war, steht fest; es können seine Kinder ihn gefürchtet haben, trotzdem dass er sie auf seine Weise liebte. Gewiss hat Goethe die Erzählung seiner Mutter nicht aus der Luft gegriffen. Auch ist es denkbar, dass das junge Mädchen in ihrer krankhaften Erregung Dinge gesagt hat, die sie nicht verantworten konnte. Zimmermann erzählt, dass er nach ihrem Tode die feurigsten Gebete um baldigen Tod unter ihren Papieren gefunden habe. Irrthümlich ist das, was Goethe über den Bruder sagt, da dieser erst später wahnsinnig geworden ist. Damit ist nicht gesagt, dass er sich nicht früher über den Vater beschwert habe. Irrthümlich ist die Bemerkung Goethes, dass man zuletzt den Ausweg gefunden habe, die Tochter in eine Pension zu thun. Sie kam aus der Pension. Diese Gedächtnissfehler Goethes sind verzeihlich; er hatte die Erinnerung, dass die Tochter sich bitter über Zimmermanns Härte gegen die Kinder beklagt habe, und unwillkürlich ordnete sich das Uebrige diesem Hauptgedanken unter. Zu der Bemerkung Goethes, der Fehler Zimmermanns sei schon öffentlich zur

Wahrheit und Dichtung.

Sprache gekommen, macht Zimmermanns Biograph 2 Fragezeichen, indessen wird Goethe, was er schrieb, nicht ohne Grund geschrieben haben. Wer will heute nachweisen, dass Goethe sich nicht auf bestimmte Aeusserungen beziehen konnte? Dass Goethe sich etwas harter Ausdrücke bediente (z. B. „moralisches Morden“), ist gewiss zu bedauern, indessen musste die Erinnerung an die spätere Geisteskrankheit Zimmermanns Goethes Gedanken über diesen Mann eine düstere Färbung geben. Zimmermann selbst hat sich Zeit seines Lebens überspannter Ausdrücke bedient, die Erinnerung an diese Eigenheit mag auch Goethes Sprache hier schroffer gemacht haben, als es ihm sonst eigen war. Auf jeden Fall liegt es nicht im Sinne dieser Schrift, noch näher auf die gegen Goethe erhobenen Beschwerden einzugehen und die ganze Literatur zu besprechen.

X. Wahlverwandtschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen.

In den hier zusammengefassten Werken aus Goethes Alter spielen Geisteskranke keine grosse Rolle, dagegen finden wir hier ziemlich häufig das Wunderbare. Die uns als wunderbar erscheinenden Ereignisse und Eigenschaften sind nach allgemeinem Zeugnisse in der Wirklichkeit immer an mehr oder weniger pathologische Persönlichkeiten geknüpft. Auch Goethe betont wiederholt das Pathologische dabei, und dies berechtigt uns dazu, diese Dinge hier zu besprechen.

In den Wahlverwandtschaften ist Otilie eine pathologische Persönlichkeit. Sie erinnert in mancher Hinsicht an Mignon: zarte Körperbeschaffenheit, vorwiegendes Gemüthsleben, einseitige Begabung. Sie leidet an halbseitigen Kopfschmerzen und tödtet sich schliesslich durch Verhungern wie Sperata. Zum ersten Male erwähnt Goethe bei Otilie die Wahrnehmung bestimmter Bestandtheile des Erdbodens durch veränderte körperliche Zustände. Otilie liebt es nicht,

Wahlverwandtschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen.

einen bestimmten Weg zu gehen, sie empfindet dabei einen ganz eigenen Schauer und bekommt ihr Kopfweh an der linken Seite. Es stellt sich heraus, daß an jener Stelle in einiger Tiefe Steinkohlen liegen. Infolgedessen werden mit dem schönen Kinde Versuche angestellt. Es wird ein Apparat von goldenen Ringen, Markasiten [Eisenkies] und anderen metallischen Substanzen gebracht, und die Versuchsperson muß an Fäden schwebende Metalle über liegenden Metallen halten. In Charlottens Hand bleibt der Faden ruhig. Ottilie „hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewusster über die unterliegenden Metalle: aber in dem Augenblicke ward das schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in geraden Linien.“ Bei Wiederholung der Versuche tritt das Kopfweh ein. Düntzer bemerkt zu diesen Experimenten, dass damals die Versuche der Rhabdomantie, des Fühlens von unterirdischen Metallen, Mineralien und Wässern, die man 1806—7 mit dem Italiener Campetti angestellt hatte, berühmt waren. Schelling habe sich darüber in einer Notiz über die Eigenschaften der Erz- und Wasser-Fühler ausgesprochen. Bekanntlich war das Urbild der Ottilie Minna Herzlieb (1789 bis 1865), die Goethe in Frommanns Hause kennen lernte. Diese Minna war in hohem Grade pathologisch (sie starb geisteskrank in Görlitz), und Goethe wird wohl vielfach bei Schil-

Metall- und Wasser-Fühlen.

derung der krankhaften Ottilie nach der Natur gearbeitet haben.

Die „terrestrischen Märchen“ kehren in den Wanderjahren wieder. Montan „eröffnet“, dass ihm „eine Person zur Seite gehe, welche ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe, was man Gestein, Mineral, ja sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloss eine grosse Einwirkung der unterirdisch fliessenden Wasser, metallischer Lager und Gänge, sowie Steinkohlen und was dergleichen in Massen beisammen sein möchte, sondern, was wunderbarer sei, sie befinde sich anders und wieder anders, sobald sie nur den Boden wechsele.“ Später wird die Person geschildert. Sie erscheine als derbes Landmädchen, zur Arbeit auf dem Felde geschickt; werde sie durstig, so springe sie querfeldein zu versteckten Quellen. Düntzer erwähnt zu dieser Stelle ausser den Versuchen mit Campetti die 1817 mit einer gewissen Katharina Beutler angestellten. Die Person Montans hält er für einen Bauernknaben.

Es scheint mir zweifellos, dass Goethe in den Geschichten vom Metall- und Wasser-Fühlen, bei denen man an die Wünschelruthe denkt, mehr als Märchen gesehen habe.

In den Wanderjahren treffen wir ferner die wunderbare Makarie. Sie erscheint als ein älteres lediges Frauzimmer mit hervorragenden intellectuellen und moralischen Eigenschaften. Sie lebt abgeschieden und gilt den sie verehrenden Familiengliedern als krank.

Wahlverwandtschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen.

In Wirklichkeit aber ist sie nicht krank, sondern nur durch ihre merkwürdigen inneren Zustände zur Abtrennung genöthigt. „Makarie befindet sich zu unserem Sonnensystem in einem Verhältniss, welches man auszusprechen kaum wagen darf. Im Geiste, der Seele, der Einbildungskraft hegt sie, schaut sie es nicht nur, sondern sie macht gleichsam einen Theil desselben: sie sieht sich in jenen himmlischen Kreisen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art; sie wandelt seit ihrer Kindheit um die Sonne und zwar, wie nun entdeckt ist, in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äusseren Regionen hinkreisend.“ Ich muss gestehen, dass ich mir bei diesen Angaben gar nichts denken kann. Man möchte glauben, Goethe habe die Leser mit diesen Geheimnissen ein wenig mystificiren wollen. Düntzer meint, manche Züge zu Makarien habe dem Dichter „ohne Zweifel“ Frau von Stein dargeboten, die von frühester Jugend an sich von den Sternen wunderbar angezogen gefühlt habe und noch im höchsten Alter den Beobachtungen der Gestirnwelt nachhing. Das ist ganz unwahrscheinlich, und erfreulicher würde dadurch die in Spirallinien von der Sonne weglaufende Makarie nicht.

In Wirklichkeit wird Goethe an Fräulein v. Klettenberg gedacht haben. Durch diese hatte er Swedenborg kennen lernen. Nach Swedenborg aber, mit dem sich die Klettenberg in ihren späteren Jahren immer mehr beschäftigte, giebt es Geister, deren einziges Verlangen darin besteht, sich Kenntnisse zu erwerben, und denen es erlaubt ist, umherzuschweifen, auch zur Gewinnung

Die wunderliche Makarie.

von Kenntnissen und anderen Sonnensystemen in andere Weltsysteme überzugehen. Offenbar kommt Makarien auch eine Art von animalischem Magnetismus zu, denn als sie die leidenschaftliche und verstimmte Lydia auf den Kopf küsst, verliert diese ihren schweren lästigen Kopfdruk. Natürlich hat man zu denken, dass das Wohlwollen der Heiligen den Druck von der Sünderin nehme, doch schliesst diese Deutung eine wirkliche Heilung von körperlichen Beschwerden nicht aus. *) Wenn Rich. M. Meyer auf Goethes eigene Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse hinweist, so passt das vielleicht nicht ganz. Eher lässt man sich den Hinweis dieses Autors auf die Somnambulen gefallen. Ob freilich Goethe, als er Makarien beschrieb, an die verwirrten Aeusserungen der Seherin von Prevorst über ihren Zusammenhang mit Sonne und Mond, des Lebenskreises mit dem Sonnenkreise gedacht hat, weiss ich nicht, **) jedoch phantasirten die Somnambulen wohl manchmal in solcher Weise.

*) Neuerdings hat R. M. Meyer darauf hingewiesen, dass ein alter Schriftsteller, Stockfleth (1669—73), eine „kunst- und tugendgezierte Macarie“ geschildert habe. Von ihr verbreitet sich über die Umgebung Ruhe, Klarheit, Veredelung. Damit sei die Aehnlichkeit mit Goethes Makarie zu Ende.

**) Als Goethe über Magnetismus und die Seherin von Prevorst sprach (zu dem Canzler v. Müller), bemerkte er: „ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, dass diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht

Wahlverwandtschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen.

Wunderbare Ereignisse spielen in den Erzählungen der Ausgewanderten eine Rolle. In einer Geschichte wird von der Nachwirkung des Wunsches eines sterbenden verschmähten Liebhabers berichtet. Gegen Mitternacht ertönt in der Nähe der grausamen Geliebten eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme, die von allen Leuten in der Nähe gehört wird. Der Schrei wiederholt sich zur gleichen Stunde an den verschiedensten Orten, die das Frauenzimmer aufsucht. In der Folge wird von einem 14jährigen Mädchen erzählt, das ausschliesslich beim Gehen von Klopfönen verfolgt wurde. Als das Mädchen mit der Hetzpeitsche bedroht wird, hört das Pochen auf. Diese Geschichte ist recht merkwürdig. Zu Goethes Zeit ahnte man noch nicht, welche wichtige Rolle später die Klopföne spielen würden, und andererseits haben die meisten späteren Berichterstatter Goethes Erzählung sicher nicht gekannt. Trotzdem gleichen viele moderne Berichte ganz der Anekdote Goethes. Jugendliche hysterische Personen werden auf unbekannte Weise Ursache von eigenthümlichen Geräuschen oder Bewegungen, am häufigsten von Klopfönen, und das Phänomen hängt vom Gemüthszustande der „Medien“ ab.

berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.“ Indessen hat er sich früher für den sog. thierischen Magnetismus interessirt. Im Jahre 1787 schreibt er: „Bey meiner Rückreise durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten, die Sache ist weder ganz klar oder wahr, noch ganz Betrug“. Er hat auch die Bücher über animalischen Magnetismus von Kluge (1813) und von Hufeland (1817) gelesen.

Die Ahnungen von Goethes Grosseltern.

Sympathie lebloser Gegenstände zeigt sich in folgender Erzählung. Ein Schreibtisch verbrennt bei einer Feuersbrunst. Zur gleichen Zeit springt die Deckplatte eines anderen Schreibtisches, der von demselben Meister (Röntgen) aus demselben Baumstamme gefertigt worden ist. —

Es sei gestattet, an dieser Stelle an anderweite Mittheilungen Goethes über das Wunderbare zu erinnern. Es trat ihm schon in der Kindheit entgegen. Sein Grossvater Textor hatte „die Gabe der Weissagung“, besonders hatte er bedeutungsvolle Träume. So erzählt Goethe bekanntlich in Wahrheit und Dichtung. Er fügt hinzu, dass Personen ohne Ahnungsvermögen in Textors Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erhielten, ferne Krankheit oder Tod vorzuempfinden. In wieweit Goethe früher auf solche Angaben Werth gelegt hat, wissen wir nicht. Als er seine Jugendgeschichte schrieb, führten ihn wohl Bettinas Mittheilungen auf jene Anekdoten. Nach Bettina hatte auch die Grossmutter Textor telepathische Empfänglichkeit, wie die Todankündigung eines ihrer Freunde darthat. Sie hörte in einer Nacht Seufzen und Rauschen von Papier, fürchtete sich sehr. Am andern Morgen brachte man ihr ein zerknittertes Papier, auf das der sterbende Freund seine letzte Bitte hatte schreiben wollen. Sie nahm die Waise zu sich, so den unausgesprochenen Wunsch deutend. Goethe sagt, auf keines der Kinder und Enkel sei die Gabe des Grossvaters übergegangen. Dem widersprechen aber seine eigenen Mittheilungen. Man erinnere sich an

Wahlverwandtschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen.

den bekannten Wachtraum, in dem sich Goethe im hechtgrauen Anzuge erblickt und den er selbst als fatidik, als Vorbild der Zukunft ansieht. Ferner sagte Goethe zu Eckermann: „Wir wandeln alle in Geheimnissen“, und erzählte dann von Ahnungen und Fernwirkungen der Seele, „wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte.“ Er selbst habe durch den bloßen Willen die Gedanken Anderer beeinflusst. Nun folgt eine Geschichte, nach der er einmal die Geliebte einzig durch seine Sehnsucht aus ihrem Zimmer auf die Strasse gelockt habe. In den Briefen des Heinrich Voss wird berichtet, Goethe habe am letzten Neujahrs-Morgen, den Schiller erlebte, ihm ein Gratulationbillet geschrieben. Als er es durchlas, fand er zu seinem Schrecken, dass er unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag“, statt „erneute“, oder „wiedergekehrte“, oder dgl.; voll Schrecken zerriss er das Billet und begann ein neues. Als er an die ominöse Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe enthalten, wieder vom letzten Neujahrstage zu schreiben. „So drängte ihn die Ahnung!“ Am selben Tage erzählte Goethe der Frau von Stein den Zufall und sagte, es ahne ihm, dass entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Zu Grüner sagte Goethe am 2. 9. 1821: „Nach der Schlacht von Leipzig fiel ohne bekannte Veranlassung sein [Napoleons] Bild vom Nagel in meinem Zimmer herab; was sagen Sie dazu?“

In dem Aufsätze über Filippo Neri berichtet Goethe theilnehmend über die wunderbaren Ereignisse, die dieser Heilige eben so wie die anderen Heiligen er-

Goethes Glaube an das Wunderbare.

lebt hat: Ekstase, Levitation, Telepathie u. s. w. Gelegentlich sagt er: „Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die ausserordentlichsten, zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheit, Bewusstsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu seinen Gedanken.“

Wie schon erwähnt, hat B. Cellini Ahnungen und geheime Antriebe, als fasste ihn jemand und spräche zu ihm.

Goethe hat zwar zu Riemer gesagt: „Der Aberglaube ist den Dichtern zuträglich“, indessen ist es wohl sicher, dass wenigstens der alte Goethe in den Berichten über das Wunderbare nicht nur Aberglauben gesehen hat. Es entspricht vollständig seiner zarten und scheuen Art zu denken, dass er nicht alles ablehnte, was unserer alltäglichen Erfahrung zu widersprechen scheint. Er stand dem Unerkannten mit Ehrfurcht gegenüber und war nicht geneigt, mit den plumpen Geistern zu schreien: alles, was ich nicht begreife, ist Betrug. Er begnügte sich gern mit Andeutungen. Je älter er wurde, um so mehr liebte er eine geheimnissvolle Ausdrucksweise. Mit Vorliebe sprach er von „dem Dämonischen“. Trotz vieler Aeusserungen kann man nicht recht sagen, was er sich dabei gedacht hat. „Das Dämonische“, sagte er zu Eckermann, „ist dasjenige, was durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen.“ Das Dämonische äussere

Wahlverwandtschaften, Wanderjahre und kleinere Erzählungen.

sich in einer durchaus positiven Thatkraft. Napoleon und auch Carl August hatten das Dämonische, bei Mephistopheles dagegen ist es nicht vorhanden, er ist zu negativ. Dagegen lebte es in B. Cellini, in Filippo Neri. „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluss der Dämonen und er muss nur immer aufpassen, dass sein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe.“ Der Mensch muss wieder ruinirt werden; hat er seine Sendung erfüllt, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern. Auch in Wahrheit und Dichtung finden wir Auseinandersetzungen über das Dämonische. Bielschowsky sagt von ihnen: „Aber bei der Unbestimmtheit des weder göttlichen noch teuflischen Wesens, das durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist und das ihm auch das Unbelebte zu durchdringen schien, war es ihm unmöglich, mit allen Darlegungen etwas Deutliches und Fassliches auszusprechen. So viel lässt sich jedoch erkennen, dass es ihm beim Menschen eine dunkelwirkende Macht war, die ihn mit unbegrenztem Zutrauen zu sich selbst erfüllt, und dadurch ihn ebenso zu grosser erfolgreicher That befähigt, wie sie ihn in Unheil oder Verderben führt“. Goethe spricht bald vom Dämonischen, bald von den Dämonen. Im zweiten Falle spricht er ganz so, wie Andere von „Geistern“ sprechen. Z. B. schreibt er an Zelter (6. 11. 1830): „Dieses aber so wie manches Andere sey den Dämonen empfohlen, die ihre Pfoten in all dem Spiele haben.“ Zu Eckermann sagte er, der Homunculus gehöre zu den Dämonen.

Der Sinn des Wunderbaren.

Die bisherigen Erörterungen über Goethes Dämonenlehre haben zu keiner Klarheit geführt und es ist auch nicht abzusehen, wie man weiter kommen sollte.

Aber über das Wunderbare im Allgemeinen liesse sich etwa folgendes sagen, und vielleicht würde Goethe diese Darstellung nicht ganz abgelehnt haben. Es ist nur Schein, dass wir vollkommen getrennte Individuen sind. Wie wir in materieller Auffassung nur Theile eines Systems sind, die Materie durch uns hindurchtritt, materielle Bewegungen ungehindert durch das Ganze ziehen, so sind wir auch in geistiger Beziehung in ein Ganzes eingepflanzt und nehmen an seinem Leben theil, leben und handeln als seine Organe. Im normalen oder Durchschnitt-Zustande merken wir von unserer thatsächlichen Verbindung unter einander und mit dem Ganzen nichts, in gewissen pathologischen Zuständen aber und auch beim Genie reißen sozusagen für Augenblicke die uns umhüllenden Wolken, es kommt zu einem Handeln und Erleiden ungewöhnlicher Art, der Einfluss des für uns Unbewussten ausser uns wird fühlbar. So kommen die Eigenschaften und Ereignisse zu Stande, die wir je nach ihrer Erscheinung bald als wunderbar, bald als dämonisch zu bezeichnen geneigt sind. Sie fallen ebenso wie das Gewöhnliche in den gesetzlichen Zusammenhang der Dinge, es liegt nur an unserer Unkenntniss, dass wir ihre gesetzlichen Beziehungen nicht verstehen.

XI. Allgemeines und Einzelnes.

Ueberblicken wir die Goethischen Gestalten, so finden wir, dass, abgesehen von historischen Darstellungen, nur bei wenigen eine naturgetreue Schilderung krankhafter Geisteszustände gegeben ist. Lila, Orest, der Harfner, Mignon sind freierfundene oder nachgebildete Gestalten der Phantasie. Darstellungen nach der Natur sind eigentlich nur der junge Wahnsinnige im Werther, in gewissem Sinne Werther selbst, der närrische Graf und, sozusagen wider den Willen des Dichters, Tasso. Goethe würde demnach im psychiatrischen Examen nur mässig gut bestehen, eine weniger gute Note als Shakespeare davontragen. Natürlich kommt es aber darauf gar nicht an. Das, was uns wichtig ist, liegt darin, daß Goethe ohne jede theoretische Schulung, von der Bedeutung des Pathologischen durchdrungen war, daß er öfter als ein anderer Dichter auf dieses hinweist, und ganz besonders, dass er die Zwischenformen zwischen Gesundheit und Krankheit, die vorübergehenden pathologischen Trübungen mit scharfem Blicke verfolgt. Weil wir bei

Aesthetik ist mit Physiologie und Pathologie verbunden.

Goethe das dichterisch erfasste Bild des wirklichen Lebens finden, deshalb sind seine Darstellungen so reich an pathologischen Zügen und an Hinweisen auf das Pathologische.

Die folgende Bemerkung über Schiller, besonders deren von mir gesperrte Worte, hätte ich meiner Abhandlung geradezu als Leitspruch vorausstellen können. „Die meisten Stellen [Schillers], an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tödtenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus. Unsere Correspondenz, welche die Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, auf's Deutlichste vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigsten Betrachtungen veranlassen und unsere Aesthetik immer enger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinsten Weltepochen so gut als der heutige Tag unterworfen sind.“ Was Goethe mit dem Pathologischen bei Schiller meinte, zeigt eine Aeusserung an Eckermann: „Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mässig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her.

Allgemeines und Einzelnes.

Alle solche Stellen, von denen sie sagen, dass sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden“. Nicht unwichtig ist auch, dass Goethe das Recht, die Grenzzustände dichterisch zu verwerthen, betont. Im Jahre 1807 sagte er z. B. zu Riemer: „Die sublimirten Gefühle der Liebe ausgesprochen erregen den Widerspruch aller nicht so Gesinnten. ‚Das ist Ueberspannung, krankhaftes Wesen‘ — heisst es da. Als wenn Ueberspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre!“

Einzelne Bemerkungen Goethes über krankhafte Geisteszustände finden wir an vielen Stellen. Ich will hier noch einige zusammenstellen, beabsichtige aber nicht, Vollständigkeit zu erreichen. Bekannt sind die Erörterungen über Hamlet und Ophelia in Wilhelm Meister. Goethe fasst den Hamlet mit Recht nicht als Geisteskranken auf, sondern als einen pathologischen Menschen, dessen Kraft nicht seiner Aufgabe entspricht, der überlegt statt zu handeln. Bei Ophelia betont er sehr nachdrücklich ihre unbewusste Sinnlichkeit und erklärt dadurch den Umstand, dass sie in der Verwirrtheit nicht „Fragmente aus melancholischen Balladen,“ wie Aurelie es haben möchte, sondern Liebesliedchen singt. Heinroth billigt Goethes Beurtheilung der Ophelia. Man muss jedoch bemerken, dass der Schluss von den Liebesliedchen auf besonders starke Sinnlichkeit nicht ohne weiteres richtig ist. Gerade die Vorstellungen, die in der Besonnenheit absichtlich zu-

Leidenschaften sind Seelenleiden.

rückgedrängt werden, kommen bei Mangel der Besonnenheit zum Vorscheine. Auch vollkommen züchtige Mädchen haben von den Angelegenheiten der Liebe mancherlei gehört und wissen, dass sie das Wichtigste im weiblichen Leben sind; je reiner sie sein möchten, um so mehr haben sie sich bemüht, ihrer Phantasie die Beschäftigung mit dem Sinnlichen zu untersagen, und um so leichter wird im Delirium das Verbotene Gegenstand des Denkens sein. Diese Thatsache kann Shakespeare sehr wohl bekannt gewesen sein, und es ist durchaus nicht nöthig, dass er Ophelien für sinnlicher als ein anderes Mädchen habe ausgeben wollen.

Ebenso wie Ophelia durch Gemüthsbewegungen krank wird, erscheint die Leidenschaft bei Goethe als Ursache geistiger Störungen überhaupt. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung könne man sich eine Steigerung vorstellen, wo die Leidenschaft in Wahnsinn umschlägt. So spricht Goethe von seinen eigenen Leidenschaften an verschiedenen Stellen. Werther sagt, „meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn.“ Besonders deutlich tritt diese Auffassung in einer Aeusserung Jarnos zu Tage. Dieser sagt (als Montan in den Wanderjahren), Wilhelm habe sich bisher mit der Heilung von Seelenleiden beschäftigt, er solle lieber Chirurgie treiben, denn zu jener vermöge der Verstand nichts, die Vernunft wenig, nur die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit alles. Nun hat sich bekanntlich Wilhelm durchaus nicht mit Psychiatrie beschäftigt, wenn man von seiner Theilnahme für

Allgemeines und Einzelnes.

den Harfner absieht, sondern sein Studium sind eben die Leidenschaften gewesen. Dächte der Dichter nicht Seelenschmerz und Seelenkrankheit in naher Beziehung, so könnte er die Antithese Jarnos nicht zulassen.

Ueber die Behandlung Geisteskranker spricht ausführlicher und weniger absprechend als Jarno der Landgeistliche, zu dem der Harfner gebracht worden ist. Er betrachtet „die Methode, Wahnsinnige zu curiren,“ als eine ihm zukommende Angelegenheit. „Ausser dem Physischen, sagt der Geistliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel, vom Wahnsinne zu heilen, sehr einfach. Es sind dieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden. Man erzeuge ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, dass sie ihr Sein und Schicksal mit so vielen gemein haben, dass das ausserordentliche Talent, das grösste Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen vom Gewöhnlichen sind, so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden.“ Wahrscheinlich kam es zu Goethes Zeiten bei der Mangelhaftigkeit der öffentlichen Heilanstalten oft vor, dass Landgeistliche leidlich ruhige Geisteskranke in Pflege nahmen. Goethe mag solche Leute kennen lernen und ähnliche Reden wie die hier wiedergegebenen von ihnen gehört haben. Doch ist es mir nicht gelungen, einen geschichtlichen Anhalt

Goethe über die Behandlung Geisteskranker.

zu finden. Anzuerkennen ist bei dem Geistlichen die humane Auffassung, die von barbarischen Mitteln nichts weiss. Bekanntlich war zu Goethes Zeit die Behandlung der Geisteskranken durch Zwang noch allgemein verbreitet. Man schnallte unruhige Kranke auf den Zwangstuhl, suchte sie wohl gar durch die Drehmaschine mürbe zu machen, oder legte ihnen doch zum mindesten die Zwangsjacke an. Bei widersetzlichem Verhalten kamen „Strafen“ zur Anwendung, kalte Begiessungen und anderes mehr. Jedoch war auch der offiziellen Irren-Behandlung ein humaner Geist damals nicht abzusprechen (vgl. S. 25 ff.). Man darf nicht vergessen, dass die uns jetzt erschreckenden Zwangsmaassregeln nur bei verhältnissmässig wenig Kranken und nur vorübergehend angewendet wurden. Die Art von Kranken, die ein Geistlicher in seinem Hause verpflegen konnte, fand auch in den meisten oder doch in vielen Anstalten eine milde Behandlung. Auch die Anschauung, dass man ruhigen Kranken durch solche Belehrungen nützen könne, wie sie der Geistliche empfiehlt, war damals weit verbreitet. Sogar unser modernstes Heil-Mittel, die Anregung der Kranken zu eigener Arbeit, wurde schon damals empfohlen, wie denn z. B. im Anfange des Jahrhunderts die Anstalt Sonnenstein*) bei Pirna, die 1811 eröffnet

*) In Pirna schreibt Goethe am 25. 4. 1813 in das Tagebuch: „Der Sonnenstein gegenwärtig grosse Anstalt eines Irren-, Kranken- und Besserungshauses“. Auch im Briefe an Christine vom 21. 5. 1813 erwähnt er den Sonnenstein, seine grossen ummauerten Gärten, die Vortrefflichkeit der Anstalt und den geschickten Arzt „Biniz“.

Allgemeines und Einzelnes.

wurde, den Kranken verschiedenartige Gelegenheiten zur Thätigkeit darbot. Nach alledem ist eine besondere Weisheit in den Worten des Geistlichen nicht zu finden. Dass man weder Den, der die Bedingungen des Irreseins in sich trägt, durch die Maassregeln des Geistlichen vor Erkrankung bewahren, noch die Erkrankten durch sie heilen kann, das weiss man jetzt nur allzugut.

Die einseitig psychologische Auffassung der krankhaften Geisteszustände tritt auch in folgender Aeusserung zu Tage: „Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, dass er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunde Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist, das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer anderen Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begränzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht mehr losreisst, mehr als gespensterhaft verfolgen.“ Die Stelle klingt, als wäre sie in Verzweiflung über eine idealistische Philosophie geschrieben.

Originell ist die von Graf Baudissin mitgetheilte

„Der Grund von allem ist physiologisch.“

Aeusserung: „Es lasten solche Massen von Krankheitsstoff auf mir seit 3000 Jahren; man gewahrt deutlich, wie sich das Conventielle, das Einbildige dazwischen schiebt.“

Zu Riemer sagte der alte Goethe: „Der Grund von allem ist physiologisch. Es giebt ein Physiologisch-Pathologisches, z. B. in allen Uebergängen der organischen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphose in die andere tritt. Dies ist wohl zu unterscheiden vom eigentlich morbosen Zustande. Wirkung des Aeusseren bringt Retardationen hervor, welche oft pathologisch im ersten Sinne sind. Sie können aber auch jenen morbosen Zustand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphosen das Wesen umbringen.“ Bei dem Physiologisch-Pathologischen darf man wohl an die körperlichen und geistigen Störungen denken, die die Pubertät, den Eintritt in das Greisenalter und A. begleiten können.

Wie sehr Goethe an allem Pathologischen Antheil nahm, das zeigen einzelne Aufzeichnungen in seinem Tagebuche. Z. B. ist unter dem 15. 5. 1810 Folgendes eingeschrieben: „Bey Knebel, wo wir Langermann fanden. Mittags unter uns. Gegen Abend ging meine Frau weg. Abends zu Herrn von Knebel, wo Langermann und Seebeck waren und wir bis gegen Mitternacht blieben. Gespräch über die Fexe im Salzburgischen.“

Fexe werden im Salzburgischen mehr oder weniger imbecille Menschen genannt. Alle Ortschaften an der Salza haben deren mehr oder weniger; in allen

Allgemeines und Einzelnes.

Familien befinden sich ihrer, auch unter den Kindern der Fremden, die dahin ziehen oder sich dahin verheirathen. Es gibt Stufen dieser Blödsinnigkeit, und deswegen werden dreierley Arten von Fexen gezählt. Weltläufige, welche allenfalls umher nach der Residenz gehen können, um irgend ein Geschäft zu verrichten; Revierige, welche bloss in dem Revier des Dorfes können zu Hirten oder sonst gebraucht werden; Unrevierige, welche nicht aus dem Hause kommen und nicht die mindesten Fähigkeiten haben. Diese Menschen sind so häufig, dass gewisse Gewohnheitsrechte für sie hergebracht sind.“

Ferner ist im Tagebuche unter 24. 8. 1821 notirt: „Dr. Scheu, schädlicher Einfluss der Säuerlinge auf das Volck [in der Gegend der böhmischen Bäder], welche alles reine Wasser verschmähen, das eisenhaltige mit Begierde trincken und beyde Geschlechter dadurch Hämorrhoidal-Beschwerden sich zuziehen. Die Weiber, durch Menstruation erleichtert, sind alle sehnsüchtig, zärtlich, religiös . . .“

In „den guten Weibern“ (1800) theilt ein Mitredender die Weiber in Classen. Die vierte Classe besteht aus den beharrlich Verneinenden. „In unserm lieben Vaterland soll es wenige, in Frankreich gar keine geben, und zwar deswegen, weil die Frauen sowohl bei uns, als bei unsern galanten Nachbarn, „einer löblichen Freiheit geniessen; aber in Ländern, wo sie sehr beschränkt sind, . . . sollen sie sich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man sogar einen eigenen Namen, mit dem das Volk,

Die „Schälke.“

die Menschenkenner, ja sogar die Aerzte ein solches Frauenzimmer bezeichnen. Man nennt sie Schälke“. In Lavaters Physiognomik würden sie erwähnt. Der Name bedeute hier „ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer macht.“ Es komme vor, dass es von einer schönen Frau heisse: „Aber sie ist ein Schalk.“ Ferner hat Goethe zu Riemer gesagt (27. 4. 1814): „Weiber, die in der Jugend Charakter haben, würden, wenn die Liebhaber sich verlieren, Schälke.“ Wahrscheinlich wird unter Schalk das verstanden, was jetzt manche Aerzte den hysterischen Charakter nennen. Vielleicht soll besonders ein krankhaftes geschlechtliches Empfinden angedeutet werden. Auf krankhafte Abweichungen des Geschlechtsgefühles kommt Goethe an verschiedenen Stellen zu sprechen, ich will aber hier nicht darauf eingehen.

Höchst bemerkenswerth ist das zutreffende Urtheil des alten Goethe über die Nervenschwäche und die Verkehrtheit der neuen Zeit. Was er sagt, das kann heute der Arzt fast ohne Weiteres unterschreiben, und ich kann mich nicht davon enthalten, die Hauptstellen wiederzugeben.

„Das Schwache ist ein Charakterzug unseres Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, dass es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen loszuwerden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist, mit wenigen Ausnahmen, alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser.“ (Zu Ecker-

Allgemeines und Einzelnes.

mann 12. 2. 1829.) „Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen lässt, ob es so ist durch die Zeugung oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung.“ (Ibid. 13. 2. 1831.)

„Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und complicirt, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu sein, sodass ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu geniessen.

Denkt man sich bei deprimirter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif. Und das Uebel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, dass wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eigenen vermehrt, unsern Nachkommen.“

„Unser Landvolk hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten,

Das moderne Nerven-Elend.

aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen. Aber gehen Sie einmal in unsere grossen Städte, und es wird Ihnen anders zu Muthe werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels, oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, dass Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist, und an denen die Gesellschaft leidet.“

„So z. B. kann ich nicht billigen, dass man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrath an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muss daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüsst: es fehlt ihnen die nöthige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerlässlich ist.

Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist! Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Theil der an den Schreib-

Allgemeines und Einzelnes.

tisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es noth, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen indess hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstracte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.“ (ibid. 12. 3. 1828.)

Gilt die Schilderung des Nerven-Elends nicht heute erst recht?

„Nun aber bin ich veranlasst Dich in entgegengesetzte Regionen zu führen, indem ich kürzlich referiren möchte: dass ich, durch das Strudeltagsgelese, in die gränzenlosen Schrecknisse der neusten Französischen Romanliteratur bin hineingeschleppt worden. Ich will mich kurz fassen: es ist eine Literatur der Verzweiflung. Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von allem was man dem Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiss. Das Hässliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muss wohl sagen Geschäft; denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwickelungen und unglaublicher Wirk-

Genie und Krankheit.

lichkeiten zum Grunde, sodass man ein solches Werk weder leer, noch schlecht nennen darf. Auch entschiedene Talente sind's die dergleichen unternehmen, geistreiche vorzügliche Männer, von mittleren Jahren, die sich durch eine Lebensfolge verdammt fühlen sich mit diesen Abominationen zu beschäftigen.“ (Briefwechsel mit Zelter, VI. p. 214.)

Gilt die Schilderung nicht heute für den grössten Theil der modernen Literatur?

Den Schluss möge eine scherzhafte Scene aus Eckermanns Gesprächen machen. Einmal war Hegel zum Thee bei Goethe. Es wurde über Dialektik gesprochen und Goethe meinte, sie werde oft gemissbraucht, um das Falsche wahr, und das Wahre falsch zu machen. Da hatte Hegel die Dreistigkeit zu erwidern: Das geschehe nur von Leuten, die geistig krank sind. Statt mit Nathan zu sagen: Du bist der Mann, antwortete Goethe mit gutmüthigem Spotte, „solche dialektisch Kranke könnten im Studium der Natur Heilung finden.“ —

Anhangsweise seien einige Aeusserungen Goethes über Genie und Krankheit wiedergegeben. Es ist eigen, sagte Eckermann, dass man so häufig bei ausgezeichneten Talenten, besonders bei Poeten findet, dass sie eine schwächliche Constitution haben. „Das Ausserordentliche, was solche Menschen leisten, erwiderte Goethe, setzt eine sehr zarte Organisation voraus, damit sie seltener Empfindungen fähig sein und die Stimme der Himmlischen vernehmen mögen. Nun ist eine solche Organisation im Conflict mit der Welt

Allgemeines und Einzelnes.

und den Elementen leicht gestört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit grosser Sensibilität eine ausserordentliche Zähheit verbindet, ist leicht einer fortgesetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine 4 Wochen. Aber auch er hatte eine gewisse Zähheit, er hielt sich noch die vielen Jahre und hätte sich bei gesunderer Lebensweise noch länger halten können.“ Weiterhin sagte Goethe: „Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar bucklig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.“ Des Menschen Seele sei eine ewige Entelechie. „Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Uebermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen suchen.“

Goethes eigentliche Meinung stimmt offenbar mit der Schopenhauers überein: der Mensch ist so, wie er aussieht. Das Vorgefühl dieser Thatsache erklärt wohl auch Goethes lebhaftes Theilnahme an den physiognomischen Studien und seine Zuneigung zu Gall. Alle körperlichen Schwächen und Mängel sind zugleich auch geistige Defecte, harmonische Vollendung des Geistes fordert auch Schönheit und Stärke.
